OLZ

XL / 4 APRIL 1937

Zur Entwicklung des ägyptischen Grabes.

Von Fr. W. Freih. von Bissing.

Der sehr schön ausgestattete Band von Reisner, der hier vorliegt[1], ist nach dem Vorwort der erste von dreien; ihm soll als II die Geschichte der Gizetotenstadt folgen und merkwürdigerweise als letzter III die genaue Veröffentlichung der in langen Jahren von Reisner und seinem Stab in Gize ausgegrabenen Mastaben. Es ist also gewissermaßen die Einleitung, die Reisner heute vorlegt. Aber diese Einleitung gewinnt erhöhten Wert dadurch, daß sie zum guten Teil auf persönlichen Beobachtungen Reisners in Abydos bei den Königsgräbern, in Saqqara bei der von Quibell allzu summarisch herausgegebenen archaischen Nekropole und an vielen anderen Orten beruht. Wir erfahren auch manches über eigene so gut wie unveröffentlichte Untersuchungen R.s z. B. in Zawiet el Arian, in Naga ed Deir, in Daschur und anderswo. Ein eigenes Kapitel handelt von bisher unveröffentlichten Gräbern in Mesaid, el Ahaiwa, Deir el Ballas und Zawiet el Arian. Es wäre wohl erwünscht gewesen, wenn der Verf. in diesem Fall über die genauere Lage dieser Friedhöfe einiges gesagt hätte. Weder der Index noch, soviel ich sehe, der Text (z. B. S. 42ff.) gibt irgendeine Auskunft. Baedeker versagt notgedrungen, ebenso aber auch Engelbachs Index der Orte, die in den Inventaren des Kairenser Museums genannt sind. Es ist doch keineswegs gleichgültig, wo Gräber, wie die von el Ahaiwa und Mesaid liegen. Es ist unmöglich, den reichen Inhalt kritisch in einem Artikel von beschränktem Umfang auszuschöpfen. Wir müssen uns begnügen, teilweise unter Benutzung der von Reisner selbst gelegentlich beigegebenen Zusammenfassungen, die Hauptgedanken des Buches darzulegen. Aus der einfachen Erdgrube der vordynastischen Zeit entwickelt sich, seinem doppelten Zweck als Ort des Begräbnisses und des Totenkultes entsprechend, das gebaute ägyptische Grab. Führend sind die Gräber der Leute am Hof des Königs, dessen Baumeister über alle technischen Errungenschaften ihrer Zeit verfügen. Aber daneben gehen, mit einer bis zu einem gewissen Grade eigenen Entwicklung, die Grabstätten der kleinen Leute ohne Mittel. R. läßt den ersten Abschnitt der Entwicklung des aus Ziegeln gebauten Grabes mit König Zet enden, den wir gewohnt sind Kenkenes gleichzusetzen und der dann in die erste Hälfte der I. Dyn. gehört. Außer den Gräbern des Menes und seiner einen Königin, des Narmer und seiner Königinnen, des Zer und des Zet setzt R. in diese erste Periode das Grab zu Negade, das Borchardt fälschlich dem Menes zugeschrieben hatte und das nun seiner Königin Neithhetep (Petrie folgend) gegeben wird, die unter Nermer oder Zer gestorben sei; ferner QS (soll Quibell Archaic Mastabas bedeuten!) 2185, aus der Zeit des Zer, Gize Mastaba V und Tarchan 1060 aus der Regierungszeit des Königs Zet. Der Typus des Grabes von Negade sei der übliche für reiche nichtkönigliche Gräber von Zer ab; damit würde die gelegentlich von anderen geäußerte Vermutung, die großen Mastaben vom Typus des Grabes von Negade, deren gründliche Durchsuchung Emery soeben in Saqqara begonnen hat, seien die eigentlichen Königsgräber, die Gräber von Abydos Kenotaphien, hinfällig. Sie wird m. A. n. aber auch durch die große Zahl der Nebengräber, die sich, wie wir gleich sehen werden, um die Hauptgräber gruppieren, äußerst unwahrscheinlich. Wenn nun die in Nischen aufgeteilten Grabfassaden wesentlich solche von Privatleuten sind, dann ist der Name „Palastfassade" für diese verzierten Umfassungsmauern kaum am Platz; R. selbst sagt mit Recht S. 318 „the multiple-niched Mastaba presents merely an increase in the number of ka-doors and an elaboration of the niches", schließt sich damit also dem von mir von jeher vertretenen Standpunkt an, daß die Ausgestaltung der Umfassungsmauern der Graboberbauten rein totenkultlichen Ursprungs ist.

Die Gräber dieser ersten Gruppe haben keinen Eingang, sind nur von oben zugänglich. Die gleichzeitigen ärmeren Gräber behalten entweder die Form der einfachen rechteckigen Grube bei, oder sie stellen bescheidenste Nachahmungen des aus Ziegeln errichteten Typus dar. Wir kennen sie aus El Kab, Negade und

1) **Reisner,** George Andrew: **The Development of the Egyptian Tomb down to the Accession of Cheops.** Cambridge: Harvard University Press; London: Oxford University Press 1936. (XXVII, 428 S., 2 Ktn.) 4°. 84 s.

Ballas, Naga ed Deir, El Amra bei Abydos, Abydos selbst, El Ahaiwa, Tarchan, Turra und Zawiet el Arian, also in ganz Ägypten ohne greifbare Ortsunterschiede. In Reisners zweiter Periode, die von Usaphais (Wedymuw) bis zum Ende der Dynastie reicht, wird die Gruft durch eine Treppe zugänglich; der Plan der Grüfte ist bei jedem Königsgrab etwas von den anderen verschieden. Die reicheren Privatgräber folgen rasch der Entwicklung der Fürstengräber, auf dem felsigen Terrain von Saqqara lernt man früh die Gruft in den Steinboden versenken, die bescheidenen Privatgräber behalten den in vordynastische Zeit zurückgehenden Typus bei. In Abydos entwickelt sich zuerst, so weit wir sehen, die Sitte, daß um das Grab der Könige sich die Grabstätten ihrer Blutsverwandten und ihres Hofstaates schaaren. Dabei geschieht es, daß wieder um das Grab des einzelnen Prinzen oder hohen Beamten sich die Gräber seiner Gefolgschaft legen, oft nach einem wohl vom König genehmigten allgemeinen Plan. In der V. und VI. Dyn. wird häufig, was vorher nur Ausnahme war, nämlich, daß Familiengräber angelegt werden, die von vornherein zur Aufnahme mehrerer selbständiger Bestattungen bestimmt sind. Ein Sonderfall ist gewissermaßen die Bestattung weiterer Personen im Hauptgrab, sei es nacheinander, sei es gleichzeitig mit der Hauptbestattung, wo man dann in der Regel gewaltsamen Tod der Mitbestatteten annehmen müßte. R. hält an seinen Ausführungen Excav. at Kerma, S. 65ff. fest, wonach nicht nur in dem barbarischen Sudan, sondern auch im Ägypten des A., M., ja des N. R., allerdings im Laufe der Jahrhunderte zahlenmäßig abnehmende, Beispiele für solche Menschenschlachtungen zu Ehren des Toten nachgewiesen seien. Er schlägt dafür im Anschluß an indische Bräuche den Namen Satibestattung vor. Ich gestehe, R.s Ausführungen mit einer gewissen Skepsis gegenüberzustehen. Er selbst faßt S. 121 das Ergebnis seiner „Feststellungen" dahin zusammen, daß unter Menes und Nermer die Satibestattung auf wenige Personen beschränkt gewesen sei, die im Grab des Fürsten selbst beigesetzt worden seien; Zer habe der Sitte eine weit größere Ausdehnung gegeben, Zet und vor allem Usaphais-Wedymuw sie wieder beschränkt, gegen Ende der Dynastie soll die Anzahl der Satibestattungen abermals zugenommen haben, nunmehr aber durch einen gemeinsamen Oberbau auch architektonisch mit dem Königsgrab verbunden gewesen sein. Satibestattungen werden dann auch bei Chesechemui angenommen, ohne daß aber, auch in der ausführlichen Behandlung des Grabes S. 126f. und S. 285f., irgendein anderer Beweis dafür erbracht würde als daß die „subsidiary cemeteries are reflected in the complex plan" des Chesechemuigrabes. Der Begriff der „Hilfsgräber" scheint mir kein glücklicher und ist vielleicht von dem Gedanken an Satibestattungen schon eingegeben. Neutraler wäre „Nebengräber" und um so treffender, als nach R.s Ansicht diese Gräber allmählich in immer engere Beziehung zum Hauptgrab treten, bis sie gegen Ende der I. Dynastie unter ein Dach mit dem zu ihnen gehörigen Königsgrab kommen[1]. R. hat viel Mühe auf die Wiederherstellung des Oberbaus der Königsgräber von Abydos verwendet, der, im Gegensatz zu dem einer Reihe üppiger Privatgräber im ganzen Lande aus dieser Zeit, nirgends erhalten ist. Das Ergebnis ist in dem beigegebenen farbigen Plan der Königsgräber von Abydos festgelegt. Bei den einzeln liegenden Gräbern des Menes, Nermer und ihrer Königinnen kann der Oberbau nur je ein Grab bedeckt haben, bei den Reihengräbern ist die Überdeckung jedes einzelnen Grabes gleichfalls das wahrscheinliche, wenn auch die Oberbauten dieser Gräber öfters aneinander geschlossen haben werden. Die Oberbauten der späteren Könige der I. Dyn. bedeckten einen zweifellos größeren Raum als die Oberbauten der älteren Gräber, und sie näherten sich quadratischem Grundriß. Die Mauern stiegen annähernd senkrecht auf. Beim Grab des Zer denkt R. bereits an eine Zwei- oder Dreistufenmastaba, ebenso beim Grab des Zet: einen Beweis für seine Annahme scheint er mir aber S. 324f. nicht zu erbringen, die gegebenen Rekonstruktionen dünken mich etwas abenteuerlich. Bei den Gräbern der beiden letzten Pharaonen der I. Dyn., die wie alle Gräber seit Usaphais einen Eingang mit Treppe haben, nimmt R. an, daß der Oberbau auch die zugehörigen Nebengräber deckte; der Oberbau nahm wohl eben dadurch eine rechteckige, langgezogene Gestalt an. Wo die uns mehrfach erhaltenen, oben abgerundeten großen Stelen mit dem Namen des Königs standen, scheint R. heute weniger gewiß als vor etlichen Jahren;

1) Wenn wir wirklich mit der Tatsache zu rechnen haben, daß einmal in Ägypten Angehörige und Zugehörige zugleich mit dem Herrn sterben und beigesetzt werden sollten, dann darf man sich fragen, ob in den merkwürdigen Texten von der Übergabe der Familie im Totenreich (Kees, Totenglauben und Jenseitsvorstellungen der alten Ägypter S. 308ff.; Roeder Urk. z. Rel. d. alt. Ägyptens S. 201; 214 Nr. 8) ein Niederschlag solcher Sitte erhalten sei. Daß gelegentlich noch im N. R. Menschenopfer für den König dargebracht würden, hat man aus den im Grab Amenophis II gefundenen Leichen geschlossen, über die Loret Bull. Inst. Eg. 1899 les tombeaux de Thoutmès III et d'Aménophis II berichtet (S. 12; 14ff., Taf. 11).

ob eine äußere Umfassungsmauer bestanden hat und wo sie lief, kann nicht mehr ausgemacht werden. Die zweite Dyn. bedeutet für die Entwicklung des Oberbaus keinen Einschnitt. R. hält, auf Angaben Amélineaus gestützt, für möglich, daß im Oberbau des Chesechemuigrabes, dessen Gruftkammer ja aus Kalksteinen errichtet war, gleichfalls Kalkstein verwandt war — es könnte sich freilich auch um eine Umfassungsmauer handeln.

Der II. Dyn. schreibt R. S. 134ff. die von Barsanti Ann. Serv. Ant. 1901, S. 92ff. besprochene Pyramide von Zawiet el Arian zu, von der er, wohl nach eigener Aufnahme, einen namentlich in den Maßen abweichenden Plan gibt; früher (Bull. Mus. Fine Arts Boston Nr. 54) hatte er sie der III. Dyn. zugeschrieben. Barsanti hatte sich jedes Urteils enthalten. R. schlägt vor, den Bau als Stufenmastaba zu rekonstruieren, gibt aber selbst zu, daß ein äußerer Anhalt dafür fehlt. Den zweiten, viel gewaltigeren Grabbau von Zawiet el Arian, den ich auf Grund der auf den Blöcken gelesenen Königsnamen Handb. d. Kunstgesch. Kap. 3 § 5d in die II. Dyn. glaubte setzen zu dürfen und den ich als ein gigantisches Treppengrab erklären zu können glaubte, bespricht R. S. 151ff. Er will auch hier den Oberbau in Stufen ansteigen lassen, verkennt im übrigen die Beziehungen des Baus von Zawiet el Arian zu den Grabformen der II. Dyn. keineswegs. Nun habe ich seit langem den Verdacht, daß Chesechemui, dessen 59 Kammern umfassender Grabbau in Abydos die Höhe einer Entwicklung bedeutet, die wir gerade in der Totenstadt von Saqqara verfolgen können, derselben, in der sich das Verlegen der Gruft und ihrer Seitenräume in den Felsen herausbildet, identisch ist mit dem Manethonischen Sesochris (lies Sesochmis) und also nicht ganz an das Ende der II. Dyn. gehört, wohin ihn R. noch setzt. Von den zwei Königen, dessen Kartuschen in der zweiten Pyramide von Zawiet el Arian angetroffen werden, würde dann Neferkere mit Manethos Nephercheres, dem Vorgänger des Sesochmis-Chesechemui, gleichgesetzt werden können, Nebkare aber entweder mit Cheneres, dem letzten König von Manethos II. Dyn. oder mit Necherophes, dem Vorgänger des Sesorthos, von Manetho als erster König der III. Dyn. gezählt. Dieser Reihenfolge würde der archäologische Befund mindestens nicht widersprechen: Nephercheres hätte die Anlage des Grabes vorbereitet, vielleicht auch nur die Granitblöcke zum Bau im Steinbruch herrichten lassen. Sesochmis verwendet Kalkstein für die Gruftkammer, nach R. sollte auch die in die Tiefe führende Treppe und vielleicht der Oberbau aus Kalkstein errichtet werden. Granit für den Fußboden hatte schon Usaphais Mitte der I. Dyn. benutzt. Necherophes baut in Zawiet el Arian mit Granit und Kalkstein, Sesorthos mit Kalkstein, aber nun eine große Stufenmastaba. Freilich, wenn ich recht habe — und R. läßt diese Deutung als eine mögliche zu —, das erste Grab des Sesorthos in der im Süden des Bezirkes der Stufenmastaba gelegenen großen Mastaba zu erkennen, die ja inschriftlich in Sesorthos' Zeit gehört, dann hätte dieses die Gestalt einer einfachen Mastaba mit leicht gewölbtem Dach gehabt. Damit wären R.s Vermutungen über ältere in Stufen sich erhebende Mastaben unwahrscheinlich geworden; Imuthes, der geniale Baumeister des Sesorthos, wäre der Schöpfer der Stufenmastaba gewesen und damit der Pyramide, deren Entwicklung von der Stufenmastaba des Sesorthos ab in allem wesentlichen klar vor unseren Augen liegt. Die enge Beziehung, die zwischen dem Bau des Necherophes und dem des Sesorthos besteht und die sich in der gleichartigen Anlage der Grabkammer am deutlichsten äußert, hat R. klar erkannt, ebenso, daß aus dem Bau von Zawiet el Arian sich alle späteren Pyramidengrüfte ableiten lassen.

Die Versenkung der Gruft in den Fels und die Vielräumigkeit der unterirdischen Anlage war in dem Friedhof der II. Dyn. zu Saqqara ausgebildet worden. Auf die Gestaltung der Privatgräber hat das Königsgrab in der III. Dynastie kaum einen Einfluß geübt. Zur Treppe, und bald an ihre Stelle, tritt der Schacht; die bis dahin außen gleichsam angebaute Kapelle dringt in die innere Masse des Oberbaues ein. Die älteste „kreuzförmige" Kapelle in Saqqara, Quibell 20407, scheint unter Chesechemui erbaut, man beginnt nun nicht nur die gemalte Ornamentierung der Nischen mit der Anbringung von Skulptur zu verbinden, sondern fügt in den Architekturrahmen der Nischen auch mit dem Bild des Toten versehene Holztüren ein. Unter Soris Snefru kommt die Entwicklung zu einem vorläufigen Abschluß. Noch herrschte im Oberbau der Ziegel, aber mehr und mehr dringt der Stein ein. Er ersetzt in den Pyramiden der späteren III. und früheren IV. Dyn. bei der Grabkammer sogar das Ziegeltonnengewölbe, das noch im Grab des Chesechemui Triumphe gefeiert hatte. Seit der Zeit des Cheops herrscht er, und wenn man überhaupt von einem ägyptischen Staat aus dem Stein sprechen will, so kann man das nur von dem Ägypten der Zeit des Soris-Snefru bis zum Ende der VI. Dyn. R. betont mit Recht die fast logisch-strenge Entwicklung der Grabtypen von ältester Zeit

bis auf Cheops, die für dilettantische Versuche, wie Baumgärtels „Dolmen und Mastaba", aber auch für Konstruktionen, wie sie Newberry und seine Anhänger belieben, keinen Platz läßt. Ganz im Sinne der leitenden Gedanken in meinem Handbuch sagt R. S. 369: „alle archäologischen Gruppen von den frühesten vordynastischen Zeiten bis zur Regierung des Soris sind so eng miteinander durch die Typen der Keramik, der Gerätschaften, der Werkzeuge und Zierformen verknüpft, daß sie uns die fortschreitende Kultur einer nationalen Einheit vom neolithischen Zustand des in Stämme oder Stadtstaaten zerfallenden Reiches bis zu seiner monarchischen Zusammenfassung als Einheitsstaat im Zeitalter der Pyramiden vorführen". Von Beginn an war das ägyptische Volk eine Mischrasse, und im Laufe der Zeit mögen weitere fremde Elemente eingedrungen sein: für die ägyptische Kultur sind sie bedeutungslos gewesen. R. hält für die grundlegenden Bestandteile das Libysche und das Semitische. Der Begriff des Hamitischen scheint ihm fremd und die afrikanischen Grundlagen vernachlässigt er wohl zu sehr; in meinem Handbuch habe ich einer anderen Deutung des Materials das Wort geredet und habe die Freude gehabt, daß mir Afrikanisten wie Vycichl mitteilten, ihre auf Grund sprachlicher Forschungen gewonnenen Ergebnisse deckten sich völlig mit meinen archäologischen. Aber nicht auf diese etwas transzendentalen Forschungen kommt es an, sondern darauf, daß zwei völlig unabhängig voneinander arbeitende Fachleute für das geschichtliche Bild der Kultur des A. R. zu einer völlig übereinstimmenden Auffassung gekommen sind. Ich gestehe, daß ich auch R.s Zweifel an der übermäßigen Verkürzung der Zeiträume teile. Gern sähe ich seinen auf Grund des „gesamten inschriftlichen Materials" gewonnenen Ansatz für Menes „zwischen 3900 und 3500" näher begründet, zumal Scharff, ebenfalls auf Inschriften gestützt, Menes bis frühestens 3000 hat herabrücken wollen (Grundzüge d. ägypt. Vorgesch. S. 51ff.). Auf R.s Ausführungen S. 341 „the early Predynastic graves are represented by three different groups, which may be designated by the place-names Merimda, Badari, and Naqadah ... All three groups, in spite of a certain divergence in the forms of objects, present a man in a neolithic state of culture, that is, dependent for his weapons and implements on flint and other hard stone, on bone, ivory, horn, and wood" möchte ich besonders aufmerksam machen, weil hier, gegenüber Neigungen, die Dinge auseinanderzureißen und in eine lange chronologische Folge zu ordnen, auf die Einheit in all den Funden hingewiesen wird. Nach den neuesten Veröffentlichungen hätte R. auch die Fayumfunde noch nennen können. Völlig stimme ich R. bei, wenn er S. 344 auf Grund eingehender Erfahrungen sagt: „Wie immer dem sei, die von mir ausgegrabenen Gräber der I. Dyn. im Gebiet von Memphis zeigen keinen wesentlichen Unterschied zur gleichzeitigen oberägyptischen Kultur mit Ausnahme der Führung, die Memphis in der Verwendung von Stein als Baumaterial früh zufällt. Ich halte es daher für unwahrscheinlich, daß in vorgeschichtlicher Zeit irgend ein tieferer Unterschied zwischen ober- und unterägyptischer Kultur bestanden hat." So nützlich Scharffs Wiederaufnahme meiner 1898 gegebenen Hinweise auf gewisse lokale Unterschiede in der Kultur der Negadezeit war, seine schematische Trennung der vordynastischen Zeit in eine ober- und eine unterägyptische Kultur, die einander kaum berühren, war eine einseitige Übertreibung, die mehr Beifall gefunden hat als gut ist.

R. hat uns in dem ersten Band seiner Veröffentlichungen über die Ausgrabungen der Harvard-Universität in Gize eine ungemein wertvolle und reich bebilderte Übersicht über die Tatsachen und die Ergebnisse bei den Ausgrabungen altägyptischer Totenstädte im ganzen Land gegeben. Nicht zu allen Einzelheiten vermochten wir Stellung zu nehmen. Indem dieselben Fragen manchmal an drei oder mehr Stellen erörtert werden, kann auch einem gewissenhaften Rezensenten einmal Wichtiges entgehen. Ich hoffe aber, wenn ich noch auf die nützliche Teilkarte der Nekropolen von Saqqara am Schluß des Buches aufmerksam gemacht habe, nichts wesentlich Förderndes übergangen zu haben und, indem ich versuchte, die grundsätzlichen Ergebnisse auch für Fernerstehende zusammenzufassen, dem Verf. den besten Dank für sein Werk bezeugt zu haben, dessen Fortsetzung wir mit Spannung entgegensehen[1].

1) Absichtlich bin ich auf Petries Gedanken nicht eingegangen, die sog. Höflingsgräber von Abydos (Tombs of the Courtiers S. 3), die in ziemlicher Entfernung von den Gräbern ihrer Könige liegen und einen Hof bilden, hätten ein allgemeiner als die eigentliche Grabkapelle zugängliches Kultlokal umschlossen, und man habe da das Urbild der Tor- oder Taltempel der Pyramidenzeit vor sich. R. scheint auf ihn großes Gewicht zu legen; mich hat die Parallele vor allem deswegen nicht überzeugt, weil keine Spur einer Verbindung zwischen den Höflingsgräbern und den Königsgräbern nachweisbar scheint und weil mir die Tortempel, die ja auch bei den memphitischen Sonnenheiligtümern, dann wieder den Gräbern von Assuan auftreten, mit den alten Landungsquais zusammenzuhängen scheinen, wie das Hölscher, Das Grabdenkmal d. Königs Chefren

Die Stufenpyramide von Sakkāra[1].

Von Alfred Hermann.

Das Grabmal des Königs Zoser, die Stufenpyramide von Sakkāra (um 2780 v. Chr.), steht in deutlichem Gegensatz zu den Pyramiden, die für uns ihre bekannten Vertreter sind. Dies Bauwerk aus der 3. Dynastie, der erste monumentale Steinbau in Ägypten, ist in seiner Anlage wie in seinen einzelnen Formen in jeder Hinsicht etwas Einmaliges. Das neue Material, der Stein, eröffnete vorher nicht gekannte Möglichkeiten für das Bauen, ohne fürs erste die Bauformen festen Gesetzen zu unterwerfen. Die Bedeutung der Grabanlage des Königs Zoser ist so, daß in diesem einzigartigen Werk die Ursprünge der ägyptischen Monumentalarchitektur sichtbar vor unseren Augen liegen.

Die Stufenpyramide als solche war schon mehrfach untersucht worden. Nach den bahnbrechenden Feststellungen des Engländers J. Perring im Jahre 1837, die auch der heutigen Kritik im Wesentlichen Stand halten, war es der Preuße R. Lepsius, der auf der großen Expedition 1843 beim Studium der Stufenpyramide als erster die Frage nach ihrer Baugeschichte aufwarf. Später hat sich dann vor allem L. Borchardt mit der Stufenpyramide beschäftigt. Alle diese Arbeiten betrafen aber allein das Massiv und die unterirdischen Räumlichkeiten unter der Pyramide. Die Anlagen, die man in deren Umgebung vermuten mußte, wurden erst im letzten Jahrzehnt freigelegt, als C. M. Firth 1924 im Auftrage des Service des Antiquités de l'Egypte den Spaten ansetzte. War man bei Ausgrabungen auf ägyptischem Boden von jeher Überraschungen gewohnt, so haben die von Firth und Lauer und nach Firth's Tode 1931 von Lauer und Quibell durchgeführten Arbeiten größere Überraschungen denn je gebracht. Die Stufenpyramide erwies sich als aufragendes Grabmal inmitten eines riesigen rechteckigen Bezirks, der von einer hohen, festungsartigen Steinmauer umgeben war. Eine Reihe von Bauten fügten sich in den Bezirk ein: die mit Säulen versehene Eingangshalle, das rätselhafte „Südgrab", der „Hebsedhof" mit dem westlich anschließenden „Tempel T", die angeblichen „Prinzessinnengräber", der Kulttempel im Norden, der große Freilichtaltar, die Magazine im Norden und Westen sowie mehrere große, zwischen diesen Bauten liegende Höfe. Außer den oberirdischen Bauten wurden unter dem Südgrab und unter der Pyramide reichverzierte Gemächer entdeckt; unter dieser dazu ein ganzes System von Bestattungsräumen, von denen einige mit Holz ausgekleidet waren. — Die besondere Eigenart der meisten oberirdischen Bauten war, daß es keine richtigen Gebäude, sondern nur massive Abbilder oder Modelle von solchen zu sein schienen und daß ihre Formen offenbar eine bei Hütten angewandte Lehm-, Holz- und Mattenbauweise nachahmten; ausgeführt zeigte sich alles in einer wundervollen Steinmetzarbeit. Jahr für Jahr haben erst Firth, dann Lauer und Quibell durch Vorberichte in den Annales du Service von den jeweiligen Entdeckungen Kenntnis gegeben. Wenn der Service des Antiquités jetzt eine vierbändige Veröffentlichung über die Stufenpyramide vorlegt, so wird durch das in Wort und Bild eingehend dargebotene Material nunmehr ein abschließendes Bild von den Funden ermöglicht und die Fachwissenschaft in den Stand gesetzt, zu den zahlreichen mit den Zoserfunden aufgetretenen Problemen Stellung zu nehmen.

Leider wird das durch die Anlage der Veröffentlichung etwas erschwert. Das Werk setzt sich aus je zwei Bänden zusammen, die wohl voneinander getrennt angelegt sind, aber schließlich doch nur zusammen verwendet werden können. Eine vollkommene Beschreibung und Deutung der Bauteile des Bezirks ist auf diese Weise von drei Autoren nebeneinander vorgenommen. Ist die Wiedergabe von Firth's Beitrag — eine für andere Zwecke vorgesehene Skizze — schon aus pietätvoller Pflicht zu verstehen, so ist die Überschneidung von J.-Ph. Lauers architektonischer Abhandlung mit der „archäologischen" Quibells vom Standpunkt des Benutzers aus zu bedauern. Wenn man auch die Meinung mehrerer erfahrener Archäologen und Bauforscher über die problematischen Dinge im Zoserbezirk gern entgegennimmt, so muß der Benutzer des Werks doch für die meisten Punkte an drei Stellen nachschlagen (manchmal sogar an vier, da Quibell der Beschreibung der Tafeln gelegentlich Erörterungen angefügt hat!), ehe er die nötige Grundlage für seine Meinungsbildung hat. Es wird sich bei dieser Sachlage empfehlen, von der am eingehendsten durchgearbeiteten Abhandlung Lauers auszugehen und den allgemeiner gehaltenen Band Firth-Quibell, der die Funde etwas stärker hervor-

S. 15, Borchardt, Grabdenkmal des Newoserre S. 10 ausgesprochen haben. Die Frage verdiente aber im Hinblick auf R.s Neigung, diesen angeblich ältesten Taltempelanlagen eine wichtige Rolle in der Entwicklung der Nekropolenplanung zuzuschreiben, eine gesonderte Untersuchung.

1) **Lauer, Jean-Philippe: La Pyramide à Degrés.** L'Architecture. Tome I: Texte (VIII, 254 S., 249 Abb., 1 Taf.) 4°. Tome II: Planches (III, 20 S., 104 Taf.) 4°. Cairo: Imprimerie de l'Institut Français d'Archéologie orientale 1936 = Service des Antiquités de l'Égypte. Fouilles à Saqqarah. P. T. 200 — u. P. T. 220 —.

Firth, Cecil M., u. J. E. Quibell: The Step Pyramid. With Plans by J.-P. Lauer. Vol. I: Text. (VIII, 144 S., 1 Taf., 23 Abb.) 4°. Vol. II: Plates (VII S., 110 Taf.) 4°. Ebda 1936 = Service des Antiquités de l'Égypte. Excavations at Saqqara. P. T. 100 — u. P. T. 230 —.

hebt, ergänzend hinzuzuziehen. Auch bei Beibehaltung beider Textbände wäre übrigens eine auch für den Käufer wünschenswerte Vereinheitlichung möglich gewesen in Gestalt eines gemeinsamen Tafelbandes, ist ja in den beiden Tafelbänden sehr vieles, wenn nicht das meiste, doppelt gegeben!

Bei der Ausgrabung des heiligen Bezirks um die Stufenpyramide wurden die dort einst vorhandenen, vielleicht nie ganz fertiggestellten Bauten im Zustand arger Zerstörung angetroffen, da man sie seit alter Zeit als Steinbruch ausgebeutet hat. Vor allem die rechtkantigen Verkleidungsblöcke aus feinem Turakalkstein holte man als Werkstein für neue Bauten weg, während man Säulentrommeln und andere nicht gradflächig bearbeitete Steine liegen ließ. Sollte von den so trümmerhaft erhaltenen Funden neues Licht auf die Entstehung der ägyptischen Architektur fallen, so mußte man bestrebt sein, über die Feststellung des Grundrisses hinaus die Formen des Oberbaus bis ins einzelne zu ermitteln. Wir müssen uns beglückwünschen, daß in der Person des Franzosen Jean-Philippe Lauer der ägyptischen Regierung ein Architekt zur Verfügung stand, der die Aufgabe der theoretischen Rekonstruktion der Zoserbauten mit größter Gewissenhaftigkeit durchgeführt hat. Welch große Verantwortung der Hersteller zeichnerischer Rekonstruktionen hat, muß einmal besonders hervorgehoben werden. Sie bilden meist auf Jahrzehnte hinaus die Grundlage der Anschauungen nicht nur der Fachkreise, sondern gerade unkritischer Laien. Unrichtige Rekonstruktionen schaden so mehr, als selbst die fehlerhafteste Beschreibung. Als ideal muß es bezeichnet werden, wenn der Wiederhersteller, wie es Lauer tut, nicht das fertige Ergebnis vorsetzt, sondern die Wiederherstellung vor aller Augen entwickelt. Auch der nicht als Architekt vorgebildete Leser kann bei L. verfolgen, wie aus gruppenweise geordneten Steinen, von denen gerade die besonders geformten glücklicherweise nicht verschleppt waren, die Gebäude theoretisch neu aufgebaut werden, und er kann selbst beurteilen, in welchen Punkten die Rekonstruktion, die sich in den Zeichnungen niederschlug, unwiderruflich und in welchen sie unsicher ist.

Auf Grund der Pläne und Zeichnungen, die gegenüber den Rekonstruktionen der Vorberichte vervollständigt und verbessert sind, ist es möglich, an die Deutung der Räume und der Einzelformen heranzugehen. Bei der Fülle dieser Fragen ist es in diesem Zusammenhang nur möglich, zu einigen von ihnen Stellung zu nehmen, und auch dies nur in aller Kürze.

Eingangshalle. Nach Lauer (S. 125) führte zu ihrer Gliederung in Nischen nicht eine Zweckbestimmung, sondern allein die Notwendigkeit, die Säulen, die das Dach tragen sollen, zu stützen. v. Bissing hat dagegen m. E. zweifellos recht, wenn er den Zweck der Nischen mindestens ebenso als Ursache der Nischenbildung ansieht. Daß die Nischen Magazine gewesen seien (Bissing, Kunstgeschichte, Erläuterungen S. 33), scheint mir aber nicht gut möglich. Solche liegen dem Blick des Besuchers entzogen im Norden und Westen des Bezirks (vgl. unten Sp. 213). Will man nicht so weit gehen, die Nischen je einem Gau Ägyptens zuzuweisen, wie ich es in meinem Sakkārāführer (im Druck) vorschlug, so machen die Funde von Statuenbruchstücken (Quibell S. 65) jedenfalls unzweifelhaft, daß hier Statuen untergebracht waren.

Hebsedhof. Die Deutung als eines solchen kann als gesichert gelten. Für das Verständnis ist die Feststellung Lauers (S. 131) wichtig, daß er natürlich nicht der Ort des wirklich von Zoser gefeierten Sedfestes ist, sondern daß der Festplatz in Stein verewigt dem König hier in den Tod mitgegeben worden ist. — Daß L. in die Nischen der Kapellen 1 und 2, zu denen Treppenstufen emporführen, neuerdings Königsstatuen setzt (S. 133, Taf. LVIII), erscheint mir keine Verbesserung. Es soll sich bei den Bauten doch um Götterkapellen handeln, die jedenfalls im Urbilde der König am Hebsedfeste besuchte. Was soll da dort sein eigenes Bild? — Das Problem der Löcher in den Kapitälen (Lauer S. 138; Quibell S. 68) scheint mir nicht befriedigend gelöst. Am wahrscheinlichsten ist mir immer noch, daß die hier eingesteckten Latten die Masten hielten, wie wir es bei den *ītr.t* sehen. Vielleicht liegt aber etwas ganz anderes vor, was erst ein glücklicher Einfall einmal erhellt! —

„Tempel T". Lauer hat keine Deutung des Gebäudes gegeben, während Quibell (S. 69) und Firth (S. 12) in ihm die für das Sedfest bestimmte Wohnung des Königs erblickten, eine Erklärung, die mir unabhängig davon auch am wahrscheinlichsten zu sein schien (vgl. Sakkārāführer). Die Ähnlichkeit mit dem jetzt von Lauer veröffentlichten Grundriß eines Hauses der 3. Dyn. (Lauer I, Abb. 207), ist geeignet, in dieser Annahme zu bestärken. — Lauer, der den Raum EFG als Sanktuar bezeichnet (S. 146), hat für die Rekonstruktion von dessen Decke und Fenster eine Lösung vorgelegt (Taf. LXX, 2), an der ich, auch als Nichtarchitekt, glaube Kritik üben zu dürfen. Wenn der Raum G nach dem Himmel zu offen ist, ist ein Fenster für den Raum F vollkommen sinnlos. Sinnvoll sind die Deckenverhältnisse erst, wenn G nach oben abgeschlossen war und F ein niedrigeres Dach als G hatte, so daß das Licht schräg nach G einfiel.

Südgrab. Seine Beurteilung ist durch die jetzt erstmalig vorliegenden Pläne auf eine neue Grundlage gestellt. Die Ähnlichkeit der unterirdischen Räume mit der Gruft und den benachbarten Räumen in der Pyramide wird bei einem Vergleiche deutlich, und die Parallelität des Massivs mit dem Kultbau zur Stufenpyramide mit dem Nordtempel tritt jetzt schärfer hervor. Für die mit Fayencekacheln verkleideten Räume ist die hübsche Beobachtung von Bedeutung (Quibell S. 59, Lauer S. 108), daß den Nischen mit den Reliefpaneelen Blendtüren in Raum P entsprechen, woraus sich ergibt, daß die Räume nicht bestimmte Kammern wiedergeben, sondern nur Hohlräume sind, um die Ansicht der Fassaden von räumlich aufgefaßten Komplexen zu ermöglichen. Bei der Behandlung der Reliefpaneele, die Zoser beim „Opfertanz" zeigen (leider sind außer den z. T. unscharfen Aufnahmen keine Strichzeichnungen gegeben!), haben

sowohl Lauer als auch Quibell die wichtige Erklärungen gebende Arbeit von H. Kees, Zu den neuen Zoserreliefs in Saqqāra (Nachrichten der Göttinger Ges. der Wissensch., 1929) übersehen. Fehler wie die Verwechslung von und bei der Lesung der Beischriften (Quibell S. 59) hätten so vermieden werden können. — Hinsichtlich der Bedeutung des Südgrabes halte ich mit Lauer gegen Quibell die durch nichts gestützte Placenta-Theorie für unhaltbar und die Kanopenbestattung für das bislang Wahrscheinlichste. Für die Trennung dieser von der Hauptbestattung muß jedoch noch ein triftiger Grund gesucht werden. Denn die Begründung Lauers, daß man die Gruft unter der Pyramide wegen zu harten Gesteins aufgegeben habe (S. 112), ist fadenscheinig angesichts der zahlreichen Räumlichkeiten unter der Pyramide.

Großer Südhof. Die beiden B-förmigen Fundamente werden von Quibell (S. 60) mit den Segmenten der Hebsedreliefs in Verbindung gebracht und als Male beim Festlauf erklärt. Wenn dies zuträfe, würde man sie jedoch im Hebsedhofe erwarten. Auf Grund eines geschwärzten Steins von einer gleichen Anlage aus einem anderen Hofe hat Lauer (S. 168) die Möglichkeit eines Brandaltars erwogen. Die abgeschrägte Oberfläche (vgl. Lauer I, Abb. 187) scheint mir eher auf einen Schlachtaltar hinzuweisen, die im AR ja abgeschrägt waren. Wenn die Färbung auf chemischem Wege als Blut festgestellt werden könnte, wäre eine endgültige Lösung der Frage zu erreichen.

Nord- und Südbau bzw. „Prinzessinnengräber". Die von Lauer gegen eine Deutung der Bauten als Gräber (Firth und Quibell) vorgebrachten Gründe sind so einleuchtend, daß ihnen nichts hinzuzufügen ist.

Stufenpyramide. Den in den Ablauf der Entwürfe Klarheit bringenden Untersuchungen Lauers sei nur eine kleine Beobachtung hinzugefügt. Die Verkleidung von P^2 ist auf der N-Seite stärker als auf der S-Seite. Es ist wohl mehr als ein Zufall, daß der große Schacht mit der Gruft durch diese scheinbar willkürliche Ungleichmäßigkeit in nordsüdlicher Richtung genau in die Mitte des Baus zu liegen kam.

Totentempel im Norden. Die aus den spärlichen Spuren sicher richtig ermittelten Formen des Baus lassen über die Art des hier geübten Kultes wenig erkennen. Die beiden, zweifellos die Kultstelle angebenden Nischen sind durch eine Stele oder Scheintür nicht besonders markiert gewesen. Ein Anzeichen für eine, wie Lauer (S. 73) annimmt, dort aufgestellte Grabstatue ist aber ebensowenig vorhanden.

Magazine. Es ist nötig, die unter ihnen hervortretenden 3 Arten noch deutlicher zu machen; es gibt 1. zu den Bestattungsräumen gehörige unterirdische Magazine für den Toten selbst, 2. oberirdische Speichermodelle und 3. unterirdische Speicher, aus denen die Opfergaben für den Kult entnommen wurden. Zu den letzteren gehören, außer denen im Norden, auch die ausgedehnten Gänge unter der Terrasse I im Westen der Stufenpyramide. Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese als Staatsspeicher auch für das praktische Leben gedient haben. Wie soll man sich nun den Vorgang des Gabenbringens für den Totenkult vorstellen? Diese in der Publikation nicht im Zusammenhang erörterte Frage kann kurz so beantwortet werden: nach Betreten des Eingangs begaben sich die Gabenträger mittels der Treppe links auf das Massiv. Auf der südlichen Umfassungsmauer führten zwei verdeckte Wege (Lauer II, Taf. XXIX und XXXI) am Südgrab entlang nach W. Von der Terrasse I konnte man durch Schächte (P 4—6) zu den riesigen Speicheranlagen kommen. Diese konnten andererseits von N. her geleert werden. Die Gaben für den Kulttempel wurden dann über dessen Dach und Treppe zur Opferstelle gebracht.

Umfassungsmauer. Ein Lieblingsgedanke Lauers, dem sich auch Quibell (S. 54) angeschlossen hat, ist es, daß sie eine Nachbildung der „weißen Mauern" von Memphis sei, ebenso wie das „Menesgrab" von Negade eine Verkleinerung davon auf 1/10. Es ist aber kaum glaubhaft, daß die memphitische Festung ein korrekt rechtwinkliger Bau war; nach Herodot jedenfalls war sie nach Süden zu, wo der Ptahtempel lag, ganz offen! Auch die unregelmäßige Verteilung der 14 Tore kann auf ganz andere Weise zu erklären sein als mit einer Nachahmung der Stadtfestung.

Säule. Als besondere Überraschung brachten die Grabungen die Verwendung der bisher erst aus der 5. Dynastie bekannten Säule schon in der 3. Dynastie, wenn es hier auch noch keine freistehende ist. Das verschiedene zugrunde liegende Material führte zu verschiedenen Säulenformen. Mit Recht leitet Lauer (S. 125) die Facettesäulen des N-Tempels von behauenen Holzstämmen und die Bündelsäulen der Eingangshalle von Rohrbündeln ab. Nicht folgen kann ich ihm aber, wenn er die kannelierte Säule etwa im T-Tempel (S. 149) als eine ästhetische Abwandlung der Facettesäule erklärt (S. 65). Daß die kannelierte Säule sich nach oben verjüngt, ist Beweis genug, daß sie ihrer Herkunft nach zur Rohrbündelsäule gehört. Die 60 cm über dem Boden angebrachten waagerechten Streifen (Lauer S. 159) sind zweifellos Bänder, die die einzelnen Stengel zusammenhalten. Firth, der auch an Rohrbündel glaubte (S. 13), erklärte die Kanneluren damit, daß es sich um senkrecht gespaltene Rohre handele. Dies ist aber nicht einmal nötig: das Papyrusrohr z. B. besitzt außer der konvexen eine konkave Kante, die man bei der Bündelung an die Außenseite bringen konnte.

Im Verhältnis zum Reichtum der architektonischen Ergebnisse sind die Funde, wenn auch nicht gering an Zahl, so doch nicht von der gleichen Tragweite. Als die wichtigsten seien genannt die Statue Zosers aus dem Serdab, die Basis mit dem Namen des Imhotep, der Krug mit der Darstellung der Hebsedhalle und die ungezählten Gefäße aus Ton und Stein mit und ohne Inschriften. Inschriftliches Material ist im übrigen spärlich. Um so bedauerlicher ist, daß die hieratischen Besuchergraffiti der 18. bis 20. Dyn. nicht vollständig veröffentlicht sind. Quibell gibt von 37 Stück nur 2 photographisch und 4 in hieroglyphischer Umschrift wieder. Die Übersetzung der übrigen kann die fehlenden Texte, die auch paläographisch interessant sind, nicht ersetzen. — Besonderes Interesse beanspruchen die erstmalig vorgeführten Grenzstelen, die beim Beginn der Bauarbeit zur Abgrenzung des *t3-ḏśr*, des „abgesperrten Gebiets", aufgestellt worden sein müssen. Ein solcher Brauch scheint ungewöhnlich; er hat aber eine inschriftlich bezeugte Parallele mit dem Dekret aus dem 4. Jahre des König Neferhotep (13. Dyn.) zu Abydos

(MacIver, El Amrah and Abydos, Taf. 29). In die Würde des *ḥntj t3-dśr* teilt sich auf Zosers Grenzstelen Anubis noch mit dem König. Hinter dem Namen Zosers stehen stets die Namen der „Königstöchter" *Ḥtp-ḥr-nbtj* und *In·t-k3.ś*. Zur Erhellung der geschichtlichen Hintergründe von Zosers Erscheinung fehlen andere Quellen fast ganz, so daß der Versuch, aus den Steleninschriften Anhaltspunkte dafür zu gewinnen, nicht verworfen werden darf. Wenn man Quibell (S. 72) darin folgt, daß die „Königstöchter" Töchter von Zosers Vorgänger gewesen sind und wenigstens *Ḥtp-ḥr-nbtj* Zosers Gemahlin war (s. auch Lauer S. 188), so ergibt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit, daß es nicht seine eigene Abkunft, sondern diese Verbindung war, was ihm den Thron verschaffte. Auf den Grenzstelen ist Zoser durch die „Königstöchter" so gewissermaßen legitimiert. Die Abkunft der Prinzessinnen von Chasechemui und Nimaathapi scheint aus anderen Gründen gut möglich. Der von Lauer (Tabelle nach S. 8) zwischen Chasechemui und Zoser gesetzte Nebka = Sanacht (?) ist als ein gegenüber dem Prinzgemahl zeitweise erfolgreicher Thronprätendent in dieser Reihenfolge durchaus denkbar. Mehr läßt sich über den Übergang von der 2. zur 3. Dynastie bis jetzt nicht sagen.

Das Bestreben, die Architektur der 3. Dynastie, die der Zoserbezirk in so großartiger Weise erschloß, in eine Entwicklung einzugliedern, ist verständlich. Lauers Versuch, den Zoserbezirk als Monumentalisierung des Negādegrabtyps zu erklären (S. 1), hat aber wenig mehr Bedeutung als die eines geistreichen Einfalls, denn der Zoserbezirk ist ja keine einheitliche Konzeption, sondern das Ergebnis mannigfacher Versuche. — Wenn auch die neue Architektur auf dem, was sie vorfand, aufbaute, so ist der Stil, der aus der Übertragung von Hüttenbauformen in den Stein entstand, doch nicht aus einer Fortentwicklung früherer Grabbauten zu verstehen, sondern nur aus einem eigenen Kunstwillen. Ähnlich ist es dann die Frage, ob beim Übergang zur Architektur der 4. Dynastie nur eine natürliche Entwicklung vorliegt. Junkers Auffassung des Sprunges in den neuen Stil (ÄZ 63, 1ff.), der im Technischen und in den einzelnen Bauformen zwar auf Vorhandenem fußt, scheint hier m. E. der v. Bissings (Kunstgeschichte S. 76) vorzuziehen zu sein. Die Architektur der 5. Dynastie gewinnt aus den sich gegenüberstehenden Stilen, dem Zoserstil und dem Gîzastil, dann die Synthese, und mit dem damit verbundenen Ausleseprozeß tritt die Architektur des Alten Reiches in ihre volle Reife.

Besprechungen.

Allgemeines.

Butavand, F.: Le secret du texte étrusque de la momie de Zagreb. Paris: Adrien-Maisonneuve 1936. (XV, 154 S.) 8°. Angez. von P. Meriggi, Hamburg.

Das Geheimnis wäre, daß der Text Fragmente der Odyssee in Übersetzung enthält. Diese These hat Verf. schon vor 10 Jahren in Revue de Philol., de Littér. et d' Hist. anciennes 1926/27 vertreten, und sie wird in diesem Heft erneut verteidigt. Verf. ist nicht Sprachforscher von Beruf, sondern Diplom-Ingenieur. Das würde die Sache noch nicht entscheiden, weil die Wissenschaft oft von genialen Dilettanten große Förderung erfahren hat. Auf einem ähnlichen Gebiet, dem Lykischen, erinnere ich z. B. an die wertvollen Beiträge zu dessen Entzifferung, die ein Landsmann des Verf.s, Imbert, ohne Sprachforscher zu sein, geliefert hat. Aber Verf. hat es verschmäht, auch nur die Anfangsgründe der sprachvergleichenden Methode kennenzulernen, und geht daher völlig in die Irre. Auf Grund vermeintlicher Entsprechungen bei der Wortverteilung im etr. und griech. Text erschließt er die Bedeutung einer Anzahl Wörter. Im übrigen wird Wortvergleichung mit allen Sprachen der Welt, etwa im Stil Trombettis, aber noch wahlloser, getrieben. Der Leser wird mir gewiß gern die traurige und völlig nutzlose Aufgabe erlassen, Beispiele dieser Wortvergleichung und der Übersetzungen anzuführen. Es dürfte übrigens schon aus den erwähnten und anderen Arbeiten des Verf.s (z. B. L'énigme lydienne) bekannt sein, daß bei dem völligen Mangel an Methode nur wertlose Versuche entstehen können.

Verf. wird sich auch diesmal gegen das Urteil der „offiziellen Wissenschaft" empören, aber wie würde er selbst eine Abhandlung etwa über Brückenbau beurteilen, die von einem Philologen geschrieben wäre und schon nach den ersten Seiten völlige Unkenntnis der mathematischen und physikalischen Gesetze verriete? Er würde gewiß darin nicht weiter lesen. Nun liegt hier der umgekehrte Fall vor, und die Folgen können nur dieselben sein.

Der Leser dieser leider ganz nichtssagenden Anzeige wird nun wohl fragen, ob also noch immer keine Hoffnung besteht, das Geheimnis des Mumientextes wenigstens teilweise zu lüften. Ich erlaube mir daher, um etwas vielleicht Positives wenigstens in Aussicht zu stellen, auf meinen bei den Studi Etruschi eingelieferten Beitrag „Osservazioni sull' etrusco", insbes. über den Mumientext, hinzuweisen. Eine „Enthüllung des Geheimnisses" ist darin

schon deshalb nicht zu erwarten, weil ich an der alten, allgemein anerkannten Meinung, daß der Text sakraler Natur ist und zu einem guten Teil in einem Ritual besteht, nicht rüttle. Neu ist aber der sprachliche Beweis der schon von Herbig aus archäologischen Gründen aufgestellten These, der Text sei eine Art Totenbuch mit direkter Beziehung zum Toten, dem es ins Grab mitgegeben wurde. Ich fuße dabei auf den rein kombinatorisch erschlossenen Wortbedeutungen: *fler(e)* „Körper" (> „Figur, Statue"), *faśe(i)* „Schatten", *svel-* (*sval-*) „leben", *θun* „Tod", *mele* (*male*) „Wesen, Existenz", *sat(i)r-* (*setir-*) „orare", *χim* (*χiś*) „Gegenwart", *esvi-* „ewig" usw., sowie auf der Deutung grammatischer Wörter wie z. B. *θi-* „andrer", *śin* (*śi-c*) „(ge)samt", *śeu-* (*sav-*) „all, ganz". Wie man sieht, spielt dabei die Sprachvergleichung, etwa mit dem Idg., gar keine Rolle. Für den Inhalt des Textes ergibt sich u. a., daß die X. Kolumne eine Beschreibung der Unterwelt (genauer des Gerichtes über den Toten) enthält. Möge mein Versuch dem Leser nicht dieselbe Enttäuschung bereiten, mit der wir leider den vorliegenden aus der Hand legen müssen.

Mańkowski, Tadeusz: Sztuka islamu w Polsce w XVII i XVIII wieku (Die Kunst des Islams in Polen im 17. und 18. Jahrhundert). Krakau: Polska Akademja Umiejętności 1935. (126 S., 40 Taf.) 4° = Rozprawy wydziału filologicznego (Polnische Akademie der Wissenschaften, Mitteilungen der philologischen Abteilung) Band LXIV, Nr. 3. Bespr. von Herm. Weidhaas, Berlin.

Armenier sind ins galizisch-bukowinische Gebiet über Südrußland schon im 11. Jahrhundert und danach später noch gekommen und haben eine wesentliche Verbindung zwischen Polen und dem Morgenlande gebildet, insbesondere nach Persien[1]. Die persischen Untertanen armenischen Volkstums wurden in Polen als Perser bezeichnet. Den Höhepunkt der polnisch-armenisch-persischen Beziehungen bildete das 17. Jahrhundert, dem der Erwerb beträchtlicher orientalischer Teppiche durch den polnischen Adel zu danken ist. Hierüber vornehmlich handelt das Buch von T. Mańkowski, er ist aber in seinem eben erwähnten anderen Buche auch der Bedeutung nachgegangen, die das mittelalterlich islamische Bauornament für die polnisch-armenische Ukraine gehabt hat, so daß der Titel des hier besprochenen Buches genau genommen erst für die beiden genannten Schriften zusammen zutrifft. In dem vorliegenden Werke beschreibt er u. a. ausführlich den Weg der jetzt in der Münchener Residenz befindlichen berühmten Teppiche nach Polen und der Rheinpfalz. Wichtig erscheint unter den einzelnen Erörterungen weiterhin die Darstellung der Wirkung, welche die Begegnung östlicher und westlicher Textilkunst in Polen etwa auf die männliche Nationaltracht (bes. die Schärpe) gehabt hat. Ein Kapitel widmet der Verf. der großenteils nach morgenländischen Motiven und Techniken arbeitenden Lemberger Werkstatt für Waffen, Pferdegeschirr und Sattlerwaren. Unter dem lebhaften Einfluß orientalischen Gedanken- und Formengutes während des 17. Jahrhunderts, als das benachbarte Deutschland infolge des dreißigjährigen Krieges seine kulturgeschichtliche Sendung in Polen nicht voll ausüben konnte, entwickelt sich im Brauchtum und im moralischen Denken der Polen eine „Sarmatismus" genannte Bewegung, die nach der neuerlichen Einordnung des Landes in den europäisch-katholischen Kulturkreis während des 18. Jahrhunderts als geistiger Partikularismus wieder verworfen wird. Hierüber hören wir durch den Verf. die erste einwandfreie Darstellung. Auch im übrigen sind seine Ausführungen, durch gediegene (einfarbige) Abbildungen unterstützt und durch ein Verzeichnis polonisierter orientalischer Fachausdrücke aus dem Textil- und Kunstschmiedewesen linguistisch wertvoll ergänzt, aufschlußreich, klar und überzeugend, entbehren aber leider einer Zusammenfassung in einer westeuropäischen Sprache.

1) **Mańkowski, T.: Sztuka Ormian lwowskich** (Die Kunst der Lemberger Armenier). Prace komisji historji sztuki Polskiej Akademji Umiejętności (Arbeiten der Kommission für Kunstgeschichte der Polnischen Akademie der Wissenschaften) VI.

Ägyptologie.

Junker, Hermann: Gîza II. Bericht über die von der Akademie der Wissenschaften in Wien auf gemeinsame Kosten mit Dr. Wilhelm Pelizaeus† unternommenen Grabungen auf dem Friedhof des Alten Reiches bei den Pyramiden von Gîza. Bd II: Die Maṣṭabas der beginnenden V. Dynastie auf dem Westfriedhof. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky A.G. in Komm. 1934. (VI, 217 S., 16 Taf., 34 Textabb.) 4° = Akademie der Wissensch. in Wien. Philos.-histor. Klasse. Bespr. von R. Anthes, Berlin.

Diese Besprechung habe ich über Gebühr verzögern müssen; sie erforderte eine sorgfältige Durcharbeitung des hervorragend inhaltreichen und anregenden Buches, die mir lange Zeit nicht möglich war. — Zur Anlage der Gesamtveröffentlichung „Giza" verweise ich auf die Besprechung des 1. Bandes, OLZ 1933, 232ff.

In dem zweiten Bande werden vier Gräber des Westfriedhofes veröffentlicht, u. a. des *Mrj-ib*, dessen Kultkammer seit 90 Jahren im Berliner Museum steht, und des *Śś3t-ḥtp*, das

ebenfalls schon Lepsius bekannt gewesen ist. Beide Gräber wurden bisher in die Mitte der vierten Dynastie, Zeit etwa des Dedefre oder des Chefren, angesetzt. Junker lehnt die aus den Inschriften gewonnene Begründung dieser alten Datierung überzeugend ab, die nur eine obere zeitliche Grenze festlegt. Schwieriger ist der Nachweis der neuen, späteren Ansetzung, da ein unmittelbarer inschriftlicher Hinweis durchaus fehlt. Aber die archäologischen Folgerungen aus Lage, Bauart und Ausstattung der Gräber, sowie vereinzelte Geschlechterfolgen ergeben zusammen ein so geschlossenes Bild, daß an Junkers Datierung in die beginnende 5. Dynastie, wenigstens aber in die Übergangszeit von der vierten zur fünften (wir nehmen dafür etwa 2560 v. Chr. an), m. E. nicht gezweifelt werden kann. Die Verallgemeinerung von Einzelbeweisen auf die ganze hier behandelte Gruppe (*Mrj-ib* mit *Nśḏrk3j*, *K3njnjśwt* I. und *Śš3t-ḥtp*) ist um ihrer gemeinsamen, im folgenden hier aufgeführten Merkmale willen berechtigt.

Die Gräber benutzen geschlossene Kernbauten der 4. Dynastie, die ja serienweise hergestellt, dann erst nach Bedarf im Laufe der Zeit vereinzelt an die Großen des Reiches abgegeben wurden. An die Kernstücke wurden nun Zubauten als Erweiterungen der Schmal- oder der Breitseiten angefügt, sodaß hier im Gegensatz zu den wenn überhaupt, dann nach beiden Richtungen hin erweiterten älteren Mastabas das ursprüngliche Seitenverhältnis verändert wurde; ebenso auch wurde der ursprüngliche Eindruck, durchaus im Gegensatz zur 4. Dynastie, dadurch verändert, daß der Ziegelvorbau der Kultstelle im Süden der Ostseite die Böschung der südlichen Außenwand schneidet. In Kernstück und Erweiterungsbau konnten neue Schächte angelegt werden, so daß hier zwei bis vier Schachtlöcher in je einem Grabe sich finden; die Sargkammern am Grund der Schächte sind mit wenig Sorgfalt herausgearbeitet; nennenswerte Grabbeigaben fehlen. Im Erweiterungsbau konnte nun eine Kultkammer ausgespart werden, die in den Anlagen der 4. Dynastie nicht vorgesehen war. Sie liegt am Südende der Ostseite; am Nordende entspricht ihr eine Scheintür, die auch als Opferstelle verwandt werden konnte. Auch in der Kammer befinden sich eine nördliche und eine südliche Scheintür; die Wände sind mit Reliefs geschmückt, aber in einer eng begrenzten Auswahl solcher Darstellungen, die sich auf den Totenkultus beziehen. Dazu gehören die Bilder der Schiffsfahrt, das Ansehen der Liste für das Opfermahl, die Zählung der Gaben von den Stiftungsgütern. Die Auswahl dieser hier erstmalig auftretenden Bilder zeigt, wie J. mit Recht hervorhebt, daß sie nicht etwa an die Grabreliefs der Zeit vor Gisa anknüpfen, sondern sie können nur aus dem neueren strengen Stil von Gisa verstanden werden. Auch die Außenseite am Eingang zur Kultkammer wird gestaltet durch Bilder des Verstorbenen (*Mrj-ib*) oder die Nachbildung einer nischengegliederten Palastfassade (*Śš3t-ḥtp*); aber den Außenstehenden ist dieser Schmuck verdeckt durch den Ziegelvorbau. Stark gegliedert ist die Vorderseite des Grabes der *Nśḏrk3j* durch eine vorspringende Pfeilerhalle, die über die Mauer eines Vorhofs erhöht herausragt und zudem durch die Glättung ihrer Steine sich abhebt von dem ungeglätteten dahinter sich ausbreitenden Massiv. Auch darin nimmt dieses Grab eine Sonderstellung ein, daß ihm eine Reliefausschmückung der Wände in der Kultkammer fehlt, ausgenommen an den Scheintüren. *Nśḏrk3j* ist die Tochter des *Mrj-ib*, ihr Grab schließt unmittelbar an den Erweiterungsbau des Grabes ihres Vaters an; J. deutet diese Beziehung dahin, daß die Tochter früh verstorben und ihr von ihrem Vater diese hausähnliche Grabanlage geschaffen sei, die dann früher hergestellt sein könnte als die Innenausstattung des *Mrj-ib*-Grabes; so ist sie auch als erstes Grab in diesem Bande behandelt. Ich sehe nicht recht, worauf diese Annahme der früheren Fertigstellung des *N.*-Grabes sich stützt; das Fehlen der Reliefs, das allerdings an den Kultraum des Hemon aus der Cheopszeit erinnert, kann doch wohl allein für diese Frage nicht Ausschlag geben. Jedenfalls bleibt beachtenswert, daß hier nachweislich in etwa der gleichen Zeit, vielleicht sogar von dem gleichen Manne *Mrj-ib* zwei Gräber so unterschiedlicher Anlage gebaut sind. Das mahnt zur selbstverständlichen Vorsicht, nicht ohne weiteres aus Typengleichheit auf Gleichzeitigkeit und umgekehrt zu schließen; in gleicher Richtung weist J. darauf hin, daß gleichzeitige Gräber an verschiedenen Stellen des Friedhofs nicht gleichartig angelegt zu sein brauchen.

Dieser zweite Band der Giza-Veröffentlichung Junkers läßt die große Bedeutung des Gesamtwerkes schärfer als bisher heraustreten: hier haben wir die denkbarst gründliche Durcharbeitung eines Teiles von einem der größten Friedhöfe des Alten Reiches, die wie keine andre Untersuchung die Entwicklung der geistigen und gegenständlichen Kultur von der 4. bis zur 6. Dynastie an einem Beispiel darlegt. So ist es nicht nur verständlich, sondern uneingeschränkt dankenswert, daß J. hier wie im ersten Bande der eigentlichen Veröffentlichung

der vier Gräber einen allgemeinen Teil voranschickt, in der er die hier drängenden Fragen zusammenfassend in seiner hervorragend umsichtigen und tiefgreifenden Art behandelt. Ich nenne hier nur einige besonders wichtige und umfangreiche Abschnitte: über den Titel „Königssohn", die Totengebete (Opferformeln), die Zeremonien beim Begräbnis und im Totendienst, die große Speiseliste; aber auch in der Beschreibung der einzelnen Grabanlagen stekken außerordentlich viele wichtige Hinweise von allgemeiner Bedeutung. Ausführliche Indizes machen den Inhalt zugänglich.

Bei der großen Vielseitigkeit des Buches ist unvermeidbar, daß die oft erstmalige Behandlung einiger Fragen auch Widerspruch erfahren wird. Nur einzelne Hinweise dieser Art von allgemeinerer Bedeutung sind hier am Platze:

S. 4ff.: Die Herkunft von Scheintür und Grabstein hat in den letzten Jahren mehrfache Behandlung gefunden und wird auch von J. ausführlich besprochen. Wie in Giza I stellt er die Grabform mit der Nischengliederung des Oberbaus (Negadetyp), in der die Scheintüren sich entwickelt haben, den Abydos-Gräbern (Entwicklung zum unterirdischen Grabkammersystem) gegenüber, bei dem die Stele die gleiche Bedeutung als Opferplatz hat, wie im ersten Typus die Nische. Das Speisebild ist unabhängig von Nische und Stele entstanden, mit denen es dann vereint wurde; die Frage der Herkunft des Speisebildes läßt J. mit guten Gründen offen. Diese klare Scheidung und einleuchtende Bestimmung von drei unterschiedenen Urstücken: Nische, Stele, Speisebild fördert durchaus das Verständnis der späteren Entwicklung. Weniger förderlich ist aber, daß J. den Negadetyp jetzt als „den unterägyptischen Grabtypus" bezeichnet. Balcz (Mitteilungen Kairo I) hat aus der Verbindung eines Papyrusdoldenmotivs mit der Palastnische geschlossen, daß diese Bauform aus Unterägypten stamme — m. E. nicht mehr als eine interessante, aber keineswegs überzeugende Vermutung. B.s weiterer, von Junker hier, soviel ich sehe, ohne prüfende Auseinandersetzung übernommener Schluß, daß auch das Palast- oder Nischengrab aus Unterägypten stamme, sollte doch nicht dazu führen, diese Form ohne weiteres als den unterägyptischen Grabtyp zu bezeichnen. Diese schlecht begründete Benennung verwirrt nur angesichts der Tatsachen, daß dieser Typus im Norden wie im Süden gleichzeitig während der ersten Dynastie auftritt, daß vorher auch nur Spuren einer ihm nahekommenden Entwicklung im Norden ebensowenig wie im Süden erkennbar sind, und daß anscheinend wesentlich unterschiedene gewölbte Graboberbauten im Norden (Tarchan) wieder zum Typus von Abydos gehören sollen. Die Entstehung zweier verschiedener Formen des Graboberbaus aus einem vorgeschichtlichen Tumulus braucht nicht notwendig aus zwei verschiedenen Kulturen abgeleitet zu werden; beide Formen sind ja Ausdruck eines gleichen Grabgedankens (S. 15), und auch in der inneren Anlage des Grabes ist doch im Grunde kein wesentlicher Unterschied zwischen dem Negadegrab und den gleichzeitigen Gräbern von Abydos.

Einen Einzelhinweis darf ich hier geben, durch den eine längere Auseinandersetzung wohl zum Schluß geführt wird: Unzulängliche Bemerkungen in dem unübersichtlichen Buch Quibell, Archaic Mastabas über die Fundumstände der dort Taf. XXVIII, 2 veröffentlichten Grabplatte haben drei verschiedene Deutungen bei Scharff, H. W. Müller und Junker (S. 9f.) gefunden. Die klarste Angabe wurde dabei bisher nicht herangezogen, Quibell S. 3: „In 2331 was found an inscribed slab from the upper part of the southern niche . . ." Damit ist die Auffassung Müllers als richtig erwiesen: nicht in situ, wohl aber unter solchen Umständen gefunden, die die Zugehörigkeit zu der südlichen Scheintür sicher erkennen lassen.

S. 6; 126f. u. a. Die Frage, ob der Verstorbene nach seinen Abbildungen auf der Scheintür oder neben dem Eingang zur Kultkammer als herein- oder herausschreitend gedacht ist, wird gegenstandslos, sobald man sich klar macht, daß die Figuren hier stehen, nicht schreiten. Nur so wird deutlich, daß die sitzende Figur, z. B. in einer Nische des Hesire-Grabes oder hier bei *K3njnjśwt* und *Śś3thtp* in der Türlaibung, ohne Sinnunterschied an Stelle der stehenden wiedergegeben sein kann. J.s Deutung (S. 181), daß *Śś3thtp* die Gabenbringer erwartet, gilt ebenso für den stehenden, die Gaben annehmenden *Mrj-ib*. Unter diesen Umständen ist auch J.s aus Speisebildern in der Türlaibung erschlossene Annahme, auch der Eingang zur Kultkammer diene als Opferstelle (S. 19; 145), nicht überzeugend, wofern nicht etwa in andern Gräbern Opferplatten dort gefunden sind. — Das scheinbar irrig nicht abgearbeitete Stück Wandoberfläche unter der Fußwölbung bei Reliefbildern menschlicher Figuren (S. 185f.) ist der hervorblickende Teil des andern Fußes (vgl. ÄZ 65, 109 mit Anm. 1); bemerkenswert schaut hier auch einmal (Abb. 31) die Fußspitze der neben dem Mann stehenden Frau unter seiner Fußwölbung hervor.

S. 46ff. gibt J. eine ausführliche Begründung seiner schon früher gelegentlich ausgesprochenen Ansicht über eine älteste Form der ägyptischen Gottesvorstellung. Er erschließt aus den Denkmälern der geschichtlichen Zeit einen vorgeschichtlichen, anscheinend allgemeinägyptisch gedachten Himmels- oder Weltgott, der nicht Falkengestalt hat, dessen Augen Sonne und Mond sind, und der in der Bezeichnung „größter Gott" (*nṯr ʿ3*) erhalten geblieben ist; erst durch die geschichtliche Einigung Ägyptens unter der ersten Dynastie habe dieser Himmelsgott die Gestalt des ihm dem Wesen nach nun angeglichenen Falkengottes angenommen, der von jetzt an als Himmels- und Weltengott trotz gelegentlicher Zurückdrängung hinter andern Reichs- und Himmelsgöttern zu allen Zeiten der ägyptischen Religion lebendig geblieben ist. J. behält sich die Mitteilung des gesamten Beleges dieser Ansicht für eine eigne Darstellung der ägyptischen Religion vor, gibt aber doch schon hier so ausführliche Darlegungen, daß eine Stellungnahme dazu angängig ist. Ich fühle mich nicht berufen, von der religionsgeschichtlichen Seite aus diese Frage nach dem „größten Gott" der ägyptischen Vorzeit zu prüfen, der mir wie eine Forderung hinter J.s Beweisführung zu stehen scheint; auch habe ich mich mit der ältesten ägyptischen Religion nicht so befaßt, daß ich eine Gegenmeinung äußern könnte. Aber eine unbefangene Prüfung der von J. dargelegten Gründe scheinen mir eines deutlich zu zeigen: sie schließen die Annahme eines vor dem falkengestaltigen Himmelsgotte gültigen Größten Gottes nicht aus, aber sie zwingen auch nicht dazu. Einmal (S. 48): die Tatsache, daß wir den Falken von Haus aus als Ortsgottheit kennen, ist kein Beweis dafür, daß er nicht an seinem Platze auch von vornherein als Welt-, Ur- oder Himmelsgott gegolten hätte. Zum andern

(S. 50f.): in den Schilderungen des Weltgottes aus den Tempelinschriften der griechischen Zeit ist allerdings deutlich, daß die Beschreibung der Einzelheiten ohne das Bild vom Falken auskommt und wohl nicht von ihm hergenommen ist; aber die Entstehungsmöglichkeiten solcher Bilder sind sehr vielfältig, sobald man die unbewiesene Voraussetzung fallen läßt, das Bild des Weltgottes stehe hier „nicht als Ergebnis einer Entwicklung, sondern als treubehütetes Gut aus ältester Zeit" vor uns. Mich wenigstens hat die Beweisführung nicht davon überzeugen können, daß das Wesen als Himmelsgott erst sekundär auf den Falken übertragen sei, und daß vor dem Falken ein gemeinägyptischer (so verstehe ich hoffentlich J. recht) Himmelsgott in andrer Gestalt bestanden hätte. Wenn dieser Hinweis Anlaß dazu gibt, daß die genannten Punkte in der sehr zu erhoffenden ausführlicheren Darlegung J.s stärker unterbaut werden, so hat er seinen Zweck erfüllt.

Außerordentlich fördert das, was J. über Kees u. a. hinaus als Merkmale des Größten Gottes in der frühesten uns sicher greifbaren geschichtlichen Zeit feststellt: die älteste bildliche Darstellung des Himmelsgottes ist ein Falkenflügelpaar; der Falke ist Horus; Horus ist der größte Gott; der König ist der Falkengott Horus und ist der Größte Gott. Das Ergebnis wird m. E. etwas verdeckt durch Ausdrücke wie „Inkarnation", „Vertreter auf Erden", „wesensgleich", „Identifizierung"; die wesentliche Feststellung scheint mir die zu sein: der Größte Gott ist Horus, ist der (lebende und verstorbene) König. Von dieser Einheit aus bleibt auch ihre zwiefache Gestalt wie auf dem Elfenbeinkamm oder Narmers Schminktafel verständlich.

Keilschriftforschung.

Chiera, Edward: **Sumerian Epics and Myths.** Chicago/Ill.: The University of Chicago Press [1934]. (XI, 8 S. Text, 111 Taf.) 4°.

— **Sumerian Texts of Varied Contents.** Ebda [1934]. (IX, 7 S. Text, 109 Taf.) 4° = The University of Chicago Oriental Institute Publications Vol. XV & XVI. Cuneiform Series Vol. III & IV. — Je $ 5 —. Bespr. von A. Falkenstein, München.

Im Nachlaß des allzufrüh verstorbenen Assyriologen E. Chiera[1] haben sich Abschriften von zahlreichen altbabylonischen Tafeln der Nippursammlung des Museums zu Philadelphia gefunden. Sie sind jetzt vom Oriental Institute der Universität Chicago in zwei Bänden veröffentlicht worden. S. N. Kramer hat dazu eine Einleitung geschrieben, für die er zum größten Teil Notizen von Ch. selbst benützen konnte.

Die beiden Veröffentlichungen enthalten mit insgesamt 252 Textnummern außerordentlich reiches Material aus dem weiten Gebiet der sumerischen Literatur. Dafür, daß die fast ausnahmslos schwer zu entziffernden Tafeln in mustergültig genauen und gleichzeitig verhältnismäßig leicht lesbaren Abschriften vorgelegt werden, können wir Ch. nicht genug dankbar sein. Die von S. N. Kramer besorgte Einleitung, die sorgfältig alle bekannten Paralleltexte bucht, leistet bei der Textzusammenstellung und -bearbeitung unschätzbare Dienste.

Aus der Menge des Materials hebe ich als besonders wichtig hervor: Texte zum Lugalbanda-, Enmerkar- und Gilgameš-Epos, zum Mythos von Inanna's Höllenfahrt und zum Lehrgedicht von Ninurta's Schicksalsbestimmungen. Neu ist die umfangreiche Sammlung sumerischer Sprichwörter. Der einzige akkadische Text ist wahrscheinlich zum Irra-Mythos zu stellen.

SEM Nr. 1: Außer den von Kramer in der Einleitung angegebenen Paralleltexten ist zu notieren de Genouillac, Premières recherches archéologiques à Kich Bd. II C 109. Vs.(!) = IV 35—41; Rs.(!) = V 1—5.

Nr. 29: Ein wichtiges Stück aus dem sumerischen Gilgamešepos. Erwähnt Gilgameš und Enkidu zusammen mit Agga, einem König von Kiš [vgl. dazu schon H. G. Güterbock, ZA NF 8 (1934), 8, der den Duplikattext UMBS 10, 2 Nr. 5 verwertet hat]. Agga wird in den altbabylonischen Dynastienlisten als 23. und letzter Herrscher der I. Dynastie von Kiš geführt. Gilgameš selbst ist nach denselben Listen der 4. König der I. Dynastie von Uruk, die die Herrschaft von Kiš I ablöste. Kramer überschätzt jedoch den historischen Wert des Epos, wenn er aus diesem Text teilweise Gleichzeitigkeit von Kiš I und Uruk I erschließt.

Nr. 33, 34 und 37: zusammen mit den zahlreichen Duplikaten (hauptsächlich de Genouillac, TRS Nr. 72) gehören diese Texte nicht zur Serie lugal-e ud me-lám-bi ner-gál, wie ich OLZ 1933, 302 und 304 im Anschluß an Chiera, SRT S. 25 angenommen habe. Der Gott Ninurta, die Hauptperson der Serie lugal-e, spielt in dieser Komposition eine ganz bescheidene Rolle.

Nr. 38: Kol. II mit den Duplikaten Chiera, SRT Nr. 21 I, Langdon, BE 31 Nr. 8 und dem neubabylonischen zweisprachigen Babylontext 21157 (unveröffentlicht) zur 13. Tafel der Serie lugal-e zu stellen.

Nr. 44—45: Vs. der Texte enthält den Schluß der 3. und den Anfang der 4. Tafel der Serie lugal-e. Nr. 44, 16 ist der Anfang der 4. Tafel der kanonischen Fassung (s. S. Geller, AoTU I 4, 284f.). Die letzte Zeile dieses Textes (Rs. 9) stimmt mit dem Anfang der 5. Tafel der kanonischen Fassung überein (s. S. Geller, l. c. 286). Die 3. Tafel enthält gegen Ende eine allerdings recht summarische Aufzählung der Taten Ninurta's im „Gebirge". Zu der Reihe ku-li-an-na „Himmelsfreund(in)", urudu-níg-kalga „starkes Kupfer", má-ge$_4$-lum, eine Barke dieses Namens, gud-alim „Wisent-Stier", mušen-dim-dugud^{mušen} „Vogel Imdugud", muš-sag-imin „siebenköpfige Schlange", šeg$_9$-sag-àš „sechsköpfiges Wildschaf" vgl. mit B. Landsberger, Fauna des alten Mesopotamien S. 91 Gudea Zyl. A 25, 24ff. und K. 4864 u. 4869 = CT 15, 42. Der letztgenannte Text, der die Trophäen am Wagen Ninurtas behandelt, ist wahrscheinlich gleichfalls zur Serie lugal-e zu stellen, vorläufig aber noch nicht fest einzuordnen.

Nr. 49—50: Enthalten den Anfang der sumerischen Fassung von „Inanna's (Ištar's) Höllenfahrt". Die Anfangszeilen sind wichtig, da sie den Gang der „Himmelsherrin" zur Unterwelt motivieren: 1 „Vom großen Himmel zur großen Erde richtete er sein 'Ohr',

1) Einen Nachruf auf E. Chiera hat F. H. Weißbach in der ZANF 8, 218ff. gebracht.

2 An, vom großen Himmel zur großen Erde richtete er sein 'Ohr'. 3 Inanna, [. . .], richtete ihr 'Ohr'. 4 „Meine Herrin, der Himmel ist zerstört, die Erde ist zerstört, in den 'Berg' (d. i. die Unterwelt) wirst (?) du hinabsteigen, 5 Inanna, der Himmel ist zerstört, die Erde ist zerstört, in den 'Berg' wirst(?) du hinabsteigen". Es folgt, weiter als Rede des Himmelsgottes An, eine Aufzählung der zerstörten Städte Babyloniens, dann der Entschluß der Inanna zum Gang zur Unterwelt, das Anlegen ihres Schmuckes usf. Die akkadische Fassung des Mythos beginnt mit der Ankunft der Inanna in der Unterwelt.

Nr. 51: Der Anfang von Kol. I auffällig mit der „Eridu-Hymne" (Haupttext Langdon, OECT I Taf. 1—4) übereinstimmend.

Nr. 116: Wesentlich ergänzendes Duplikat zu de Genouillac, TRS Nr. 71. Es entsprechen sich Kol. I 7—17 = TRS Nr. 71 I 9—17. Mythos, in dem Enki und Ninmaḫ die Hauptrolle spielen. Ein weiteres Duplikat, von Kramer, JAOS 54 (1934), 418 nachgewiesen, ist Langdon, UMBS 10, 4 Nr. 14 = Myhrman, UMBS 1, 1 Nr. 4.

Nr. 117: Aus mittelbabylonischer Zeit stammendes Bruchstück eines akkadischen Epos, das Chiera, SRT S. 35 zum Gilgamešepos gestellt hat. Gehört jedoch mit B. Landsberger, ZA NF 9 (1936), 338 wahrscheinlich zum Irra-Mythos (vgl. Kol. II 3).

STVC Nr. 3: Zu Kol. IV 17—21 ist ein ähnliches Sprichwort auf einer altbabylonischen zweisprachigen Schülertafel aus den Grabungen der DOG in Babylon (BE o. Nr.) zu vergleichen. Kol. IV 28—29 = Bu. 80—7—19, 130 Z. 6—8 [s. S. Langdon, AJSL 28 (1912), 242 und B. Meißner, MAOG III 3 (1929), 45]. Da auch die Reste des vorhergehenden Sprichwortes in beiden Texten übereinstimmen, darf man in dem späten zweisprachigen Exemplar einen direkten Nachkommen der einsprachig sumerischen Fassung aus altbabylonischer Zeit sehen.

Nr. 7: Zu Z. 4—5 vgl. K. 7654, 6—9 [= Th. Meek, RA 17 (1920), 154]. Zu Z. 2 s. Nr. 3 IV 10.

Nr. 45—46, 48—49: Duplikate zu der großen noch unveröffentlichten Nippurtafel im Museum zu Philadelphia CBM 19767, die H. Zimmern nach einer Abschrift von H. Radau in ZA NF 5 (1929), 245ff. „Ein Zyklus altsumerischer Lieder auf die Haupttempel Babyloniens" im Auszug bearbeitet und übersetzt hat. Dort als weitere Duplikate der Komposition Langdon, BE 31 Nr. 18, Legrain, UMBS 13 Nr. 7 und 16 nachgewiesen. Die hier veröffentlichten Texte bieten ungewöhnlich viele Varianten.

Nr. 84: Gewiß mythischen Inhalts. Anscheinend nahe verwandt mit Poebel, UMBS 5 Nr. 25, damit wohl zum Zyklus von Inanna's Höllenfahrt gehörig. Hauptfiguren in beiden Texten Inanna und Enki.

Nr. 99: Etwas ergänzendes Duplikat zu Nr. 60. Vs. und Rs. sind umzubenennen. Vs. II = Nr. 60, 10—12; Rs. I = Nr. 60, 23—26.

Nr. 100—101: Gehören zu dem von H. G. Güterbock, ZA NF 8 (1934), 25ff. bearbeiteten Narāmsîn-Text [nachträglich auch von Kramer, JAOS 54 (1934), 417 erkannt].

Nr. 116: Etwas weiterbringendes Duplikat ist de Genouillac, Premières recherches archéologiques à Kich Bd. II C 53.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Beek, M. A.: Das Danielbuch. Sein historischer Hintergrund und seine literarische Entwicklung. Versuch eines Beitrages zur Lösung des Problems. Leiden: J. Ginsberg 1935. (132 S.) gr. 8°. Bespr. von W. Baumgartner, Basel.

Der Verf. dieser interessanten und scharfsinnigen Arbeit geht davon aus, daß sich zwar die Erkenntnis durchgesetzt habe, daß das Danielbuch seine endgültige Gestalt der Makkabäerzeit verdankt, daß aber darüber hinaus eine starke Unsicherheit in der Datierung herrsche, und sucht nun die Entstehung der einzelnen Teile genauer festzulegen: Entgegen der beliebten Zerlegung in einen erzählenden (c. 1—6) und visionären Teil (c. 7—12) gehört c. 7 aus inhaltlichen Gründen zu den vorangehenden Kapiteln und bildet mit ihnen ein Ganzes. Dahinter stehen allerdings Einzelerzählungen. Auf der einen Seite c. 2. 4. 5. 7, denen Daniel als Enthüller der Zukunft gemeinsam ist, wobei die grundsätzliche Verschiedenheit und Überlegenheit seiner Zukunftsdeutung von der heidnischen betont wird. Ihre Situation ist die um 540. In c. 5 weiß Daniel das zweideutige Rätselwort an der Wand richtig als Gottesurteil über Babylon zu deuten. Kap. 4 ist die jüdische Umgestaltung der bei Abydenus erhaltenen babylonischen Tradition, wobei aus der Prophezeiung ein Traumgesicht gemacht und aus Ez 31 das Motiv des großen Baumes übernommen ist; in V. 26—30 schimmert die Vorlage noch durch. Für c. 2 und 7 läßt B. weder eine Beziehung auf Alexander noch einen rein mythischen Stoff gelten: die 4 Königtümer von c. 2 findet er mit Eerdmans in Nebukadnezar, Evil-Merodach, Nergalšarezer und Naboned; die Mischung von Ton und Eisen geht auf die Doppelregierung von Naboned und Belsazar. Die Tiere von c. 7 sind die 4 Könige, mit denen Kyros zu tun hatte: Astyages, Kroisos, Amasis und Naboned; die 10 Hörner sind babylonische Unterkönige (Eerdmans) oder eher Thronprätendenten, Kyros ist auch der Stein von c. 2. Der mit der Beziehung auf Naboned höhere Ansatz dieser Kapitel gründet sich vor allem darauf, daß das bekannte „Schmähgedicht" auf Naboned diesem solche kultischen Frevel vorwirft. — Aus der persischen Zeit dagegen stammen c. 3 und 6; letzteres ist unter Darius I. entstanden, wo das Verhältnis zur persischen Regierung noch ungetrübt war, ersteres ist eine Streitschrift vom Beginn des 4. Jahrhs., wo Artaxerxes II. durch seine Wiederbelebung des älteren Polytheismus mit der jüdischen Religion in Konflikt geriet. — Zwischen 340 und

330 wurden die beiden Teilsammlungen vereinigt, mit einer Einleitung (1, 3—7. 17—20; 2, 1b—4a) versehen, c. 4 überarbeitet und sonst einige Zusätze gemacht. Nachdem dann das Buch aus dem Osten nach Palästina gelangt war, wurde von einem Schriftsteller in der makkabäischen Zeit die Einleitung ins Hebräische übersetzt und ergänzt, sowie die c. 8—12 dazu verfaßt, wobei c. 8, das von einer Aufhebung des Tempeldienstes noch nichts weiß, etwas älter ist als das Folgende. Noch später wurde dann 12, 1—3 zugesetzt.

Die Erkenntnis, daß die Danielgeschichten ihrem Stoff nach vormakkabäisch sind, ist heute ziemlich allgemein, und mit dem Bemühen, die Vorgeschichte des jetzigen Buches, die Entstehung der einzelnen Erzählungen aufzuhellen, ist B. somit grundsätzlich auf dem richtigen Wege. Es fragt sich nur, wie weit seinem Versuch auch wirklich Durchschlagskraft zukommt, und da kann ich nicht anders als einigen Zweifel zu äußern. Gerade betreffend einen Hauptpunkt, seine Deutung der Reiche von c. 2: Da wäre nämlich Nergalšarezer Herrschaft über die ganze Erde zugesprochen (v. 39b), sein Sohn und Nachfolger Labaši-Marduk wäre ganz übergangen, und bei Naboned bliebe die Unterscheidung anfänglicher Stärke und späterer Schwäche unerklärt; denn von der „Doppelregierung" Naboned-Belsazar läßt sich diese keinesfalls verstehen, wo letzterer nie den Königstitel getragen (s. das Material bei Dougherty) und von einem Gegensatz zwischen den beiden nicht das geringste bekannt ist; auch ein völkischer Gegensatz innerhalb des neubabylonischen Reiches und daß Naboned ein Aramäer gewesen sei (S. 43), läßt sich zum mindesten nicht nachweisen. Noch weniger kann ich seine Deutung von c. 7 für gelungen erachten: Da ist schon der rein kyrozentrische Standpunkt unwahrscheinlich, die 10 babylonischen Thronprätendenten hängen in der Luft, und das 11. Horn, das doch mit den 10 irgendwie in einer Reihe stehen müßte, soll gar wieder Naboned sein, wäre also mit dem ersten Tier identisch (!); die Annahme einer Textverderbnis (S. 49) ist reine Verlegenheitsauskunft. Daß die Deutung der Hörner auf die Glieder des Seleukidenhauses durchaus nicht gesucht ist, sondern mit der antiken Zählung in Einklang steht, und daß ebenso die Reihenfolge babylonisches-medisches-persisches-griechisches Reich in antiker Historiographie wiederkehrt, habe ich in meiner Anzeige von Rowleys letztem Buch (OLZ 1936, 25ff.) bemerkt. In beiden Fällen geht B. ganz ohne Not und auch ohne Glück von der herrschenden Deutung ab; auch die scheinbaren Anklänge im „Schmähgedicht" auf Naboned können es nicht rechtfertigen.

Ebenso kommt bei ihm der traditionsgeschichtliche Standpunkt etwas zu kurz. Für das Schema der 4 Reiche sollte das nach Schaeders Ausführungen keines Beweises mehr bedürfen. Bei c. 7 läßt der Hinweis auf das öftere Nebeneinander von Löwe, Bär und Panther im A.T. (S. 8f.) die besondere Gestalt dieser Tiere unberücksichtigt, ihren echt altorientalischen Mischcharakter (s. zuletzt Junker). Der Nachweis babylonischen Milieus läßt sich naturgemäß noch am ehesten für c. 5 erbringen, wo auch B.s Deutung des Wandspruches in der Tat vieles für sich hat; aber daß die dortige Tradition über Babylons Fall nicht dem historischen Hergang entspricht, sieht B. selber (S. 115f.); daß sie volkstümlich sagenhaft ist und mit der bei Herodot und Xenophon vorliegenden zusammentrifft, läßt sich noch schärfer zeigen, s. ZAW 1926, 48ff. Und wie B. selber zugeben muß, führen „Chaldäer" als Berufsbezeichnung (S. 114f.) und συμφωνία als Musikinstrument (S. 113) über die neubabylonische Zeit hinab; daß letzteres ein Zusatz sei, ist wiederum von Tendenz nicht ganz frei.

Der Rahmen einer Besprechung verbietet, auf weitere fragwürdige Punkte einzugehen, wie die Unterscheidung älteren und jüngeren Bestandes in c. 1 (S. 95ff.), die Ausscheidung von 12, 1—3 (S. 76f.), die Interpretation der Zahlen von 12, 11f. im Sinn von Thilo als Wechselversuche (S. 87f.), die Anknüpfung von c. 3 an Artaxerxes II. (S. 63ff.) u. a. Auch die Polemik gegen die Auffassung der Danielerzählungen als Hofgeschichten (S. 73f.) schießt über das Ziel hinaus, eine sachliche Verwandtschaft mit solchen ist schlechterdings nicht zu bestreiten; daß sie sich darin nicht erschöpfen, sondern eine spezifisch jüdische Umgestaltung dieses Typus darstellen, wobei nun andere Faktoren dominieren, ist auch von den Anhängern jener Auffassung nie geleugnet worden. Allzu eng ist das Urteil über die Geltung der Traumoffenbarung in Israel (S. 14ff.); daß dieselbe lange durchaus anerkannt war, lehrt neben den bekannten Fällen von Jakob, Joseph, Samuel, Salomo vor allem Num 12,6, wogegen Jeremias Ablehnung ebenso wie später Qoh 5, 6 Sir 31, 1ff. eine Neuerung bedeuten.

Higger, M.: Die Traktate Kalla. Traktat Kalla, Traktat Kalla Rabbathi. Hebr. Tit.: מסכתות כלה והן מסכת כלה מסכת כלה רבתי New York: Verlag „Debê -Rabbanan" 1936. (344 S.) gr. 8°. Bespr. von Rudolf Meyer, Leipzig.

Der bekannte Forscher auf dem Gebiete der außerkanonischen Talmudtraktate legt in seiner neuesten Arbeit eine kritische Textausgabe der

Traktate Kalla und Kalla Rabbathi, versehen mit einer umfangreichen literargeschichtlichen Einleitung, vor.

Der Traktat Kalla, der das eheliche Leben behandelt (כַּלָּה = Braut, Jungverheiratete), enthält zum größten Teil Aussprüche von Tannaïten (Rabbinen des 1. und 2. Jhdts. n. Chr.). Am häufigsten wird Elieser b. Hyrkanos (um 100 n. Chr.) erwähnt. Er begegnet am Anfang des Traktates, u. zw. sowohl in seinen halakhischen wie haggadischen Bestandteilen. M. Higger folgert daraus: „Meine Vermutung ist daher die, daß der Grundtraktat von einem Schüler des Elieser b. Hyrkanos abgefaßt worden ist" (S. 13; vgl. S. 36). Er vermutet weiter eine Bearbeitung durch einen jüngeren Redaktor, der den Grundtraktat durch Aussprüche aus dem babylonischen Talmud und anderen Quellen bereichert hat. Diese Bearbeitung muß bereits vor Jehudai Gaon (8. Jhdt.) stattgefunden haben, da der Traktat Kalla Rabbathi, der wahrscheinlich zur Zeit von Jehudai Gaon redigiert worden ist, auf dem Traktat Kalla in der heutigen Form fußt.

Die Annahme einer literarischen Entwicklung, insbesondere der Existenz eines Grundtraktates, ist m. E. kaum haltbar. Verf. geht unter kritischer Prüfung der Tradition und der wissenschaftlichen Meinungen auf die Frage ein, ob der Talmud bereits den Traktat Kalla kennt. Er kommt dabei mit Aptowitzer zu folgendem Ergebnis: die babylonische Gemara kennt zwar den Ausdruck „מסכת כלה": b. Ta'anith 10b, b. Kidduschin 49b, b. Schabbath 114a; doch hat der Ausdruck nichts mit dem Traktat Kalla zu tun. Vielmehr hat man hierunter den Traktat zu verstehen, der jeweils während der Jahresversammlungen der babylonischen Gelehrten, die in den Monaten Elul und Adar stattfanden, und die man „Kalla" nannte, behandelt wurde. M. Higger macht sich auch die Beobachtung Aptowitzers zu eigen, daß dort, wo in der Gemara ein Traktat erwähnt wird, nur der Name angegeben ist, nicht aber der Gattungsbegriff מסכת = Traktat davorsteht. Da der Begriff מסכת כלה somit auf der gleichen Stufe steht wie der in der Arukh-Lesart zu b Berakhoth 8b begegnende Ausdruck פרשייתא דכלה = Schriftperikopen der Kalla-Wochen, so kann von einer literarischen Bezeugung des Traktates in der *babylonischen* Gemara keine Rede sein.

Andererseits neigt aber Higger zu der Annahme, die *palästinische* Gemara habe den Traktat gekannt: „Und es ist möglich, daß bereits der jerusalemische Talmud von dem Traktat Kalla gewußt hat" (S. 36). Nach der S. 13 entwickelten Theorie meint Verf. unter dem „Traktat Kalla" wohl den hypothetischen Grundtraktat, da der heute vorliegende Traktat erst als Produkt einer gaonäischen Überarbeitung anzusehen ist. Er kommt zu dieser Annahme offenbar deswegen, weil in j. Berakhoth II, 6; 5b ein Ausspruch begegnet, der in Kalla 2 eine Entsprechung hat. Er meint nun, j. Ber. II, 6 sei ein Fragment der Kontroverse zwischen R. Elieser und R. Josua, wie sie in Kalla 2 enthalten ist (vgl. S. 22 zu Kalla 2). Angenommen, die Feststellung Higgers, daß jer. Ber. II, 6 als Teil der Kontroverse Kalla 2 zu gelten habe, sei unangreifbar, so erhebt sich folgendes methodische Bedenken: auf dem Gebiete der talmudischen Literatur ist es nicht ohne weiteres möglich, daraus, daß in der Gemara eine Kontroverse nur im Fragment vorliegt, die ein anderes uns erhaltenes Werk vollständig enthält, auf die Benutzung dieses Werkes durch die Gemara zu schließen. Zumindest darf ein solcher Tatbestand nicht allein zur Begründung der Benutzungshypothese ins Feld geführt werden. In unserem Falle kommt freilich zum methodischen noch der sachliche Einwand: die Baraitha in j. Ber. II, 6 ist zwar verwandt mit Kalla 2, doch geht sie inhaltlich über das hinaus, was die Kontroverse Kalla 2 bietet. Die Annahme einer literarischen Abhängigkeit von j. Ber. II, 6 in bezug auf Kalla 2 scheint mir sonach kaum möglich zu sein.

Da die babylonische Gemara, wie Higger gezeigt hat, vom Traktat Kalla nichts weiß, da ferner die Annahme, die jerusalemische Gemara habe den Traktat gekannt, auch in der bedingten Form, wie es Higger tut, nicht zu halten ist, so wird man besser trotz der S. 12f. gegebenen Statistik auf einen Grundtraktat Kalla und damit auf eine Geschichte des Traktates in vorgaonäischer Zeit verzichten und Kalla als ein Werk aus frühgaonäischer Zeit ansehen, das ein Kompilator auf Grund von Halakhoth und Haggadoth zusammengestellt hat, die ihm teils in der uns bekannten Literatur, teils aber auch in heute verloren gegangenen Quellen vorgelegen haben.

Der Traktat Kalla Rabbathi unterscheidet sich im Umfange und Aufbau wesentlich von dem Traktate Kalla. Letzterer trägt den Charakter einer Baraithasammlung, Kalla Rabbathi dagegen bietet die einzelnen Baraithoth zusammen mit einem Kommentare im Stile der Gemara.

Ein Beispiel möge den Tatbestand erläutern: Kalla 8 heißt es: „R. Nechemja hat gesagt: wegen der Sünde grundlosen Hasses erleidet seine Frau Fehlgeburten, und Streit nimmt zu in seinem Hause, und seine Söhne und Töchter sterben [bereits], solange sie [noch] klein sind."

Kalla Rabbathi I 12, auf Kalla 8 fußend, bringt den Satz Nechemjas mit Kommentar in folgender Form: „R. Nechemja hat gesagt: wegen grundlosen Hasses erleidet die Frau eines Mannes Fehlgeburten, und seine Söhne sterben[, solange sie noch] klein [sind], und Streit nimmt zu in seinem Hause." — „Zugegeben [, daß] Streit [zunimmt], grundloser Haß zieht Streit nach sich; denn es steht geschrieben (Prov. 10. 12): ‚Haß ruft Zwietracht hervor'; jedoch, woher wissen wir [, daß wegen grundlosen Hasses die Frau] Fehlgeburten erleidet? — Weil geschrieben steht (Jerem. 2. 30): ‚Für das Nichtige[1] habe ich eure Söhne geschlagen', [d. h.] wegen der Nichtigkeit [des Streites]."

Die Baraithoth aus Kalla und ihre Kommentare nehmen in Kalla Rabbathi nur die ersten beiden Kapitel ein. Die Kapitel 3 und 4 (nach Higgers Ausgabe; eine Vergleichstafel zu den anderen Ausgaben findet sich S. 54f.) fußen auf den Baraithoth der ersten beiden Kapitel des Traktates Derekh Erez. Kapitel 5 behandelt den Perek Kinjan Tora, das 6. Ka-

1) So die rabbinische Auffassung von לשוא; vgl. b. Schabbath 32b.

Pacific School of Religion

pitel aus Pirke Aboth. Die Kapitel 6—9 stellen eine Bearbeitung der Pirke b. Assai dar.

Die Meinungen über die Abfassungszeit des Traktates gehen ziemlich auseinander. Nach M. Friedmann ist Kalla R. in der Schule des Raba in Machusa (Tigris) redigiert worden. M. Higger hat die diesbezügl. Aussagen untersucht und folgendes festgestellt: a) Ein großer Teil der im Namen Rabas gebrachten Traditionen sind im Talmud nicht erwähnt. b) Viele in Kalla Rabbathi Raba zugeschriebenen Aussprüche entsprechen nicht der Meinung Rabas im Talmud. c) Daneben lassen sich auch einzelne Anhaltspunkte dafür feststellen, daß der in Kalla R. erwähnte Raba mit dem Gelehrten aus Machusa identisch ist: die meisten in Kalla R. erwähnten Namen gehören in die Zeit vor Raba oder in seine Zeit hinein. Oft wird in der Gemara Raba zusammen mit Rab Acha bar Rab Huna erwähnt. An mehreren Stellen werden nun in der Literatur Aussprüche unter R. Achas Namen geboten, die über Gegenstände handeln, die denen in Kalla R. verwandt sind. So könnte man allenfalls auf dem Umwege über die Acha-Aussprüche zur Stützung der These, daß Kalla Rabbathi aus Rabas Schule in Machusa stamme, kommen.

Im Gegensatz zu M. Friedmann neigt Higger in Anlehnung an Aptowitzer dazu, in dem erwähnten Raba den Gaon Raba, einen Schüler des Jehudai Gaon (s. o.) zu sehen. Unter R. Acha wäre dann R. Achai Gaon zu verstehen, der Verf. der Sche'eltoth. Eine Stütze für diese These erblickt Higger darin, daß Kalla R. 9, 13 eine Entsprechung in einem Satz des eben genannten Werkes hat, und daß Kalla R. 1, 1 offenbar mit der Meinung des Verfassers der Halakhoth Gedoloth und der übrigen Gaonäer übereinstimmt. Andererseits verweist Higger darauf, daß Kalla R. 3, 23 offenbar dem Verf. der Halakhoth Gedoloth nicht vorgelegen hat (S. 112); daher kommt er zu dem Ergebnis: „Und so ist es nicht möglich, zu irgendeinem abschließenden Resultat zu kommen, das auf die Aussprüche von R. Jehudai Gaon und seinen Schülern gegründet wäre" (S. 112).

Wiederum ein anderes Bild für die Abfassung des Traktates ergibt sich, wenn man die große Zahl von Ausdrücken in Rechnung zieht, die ihrer sprachlichen Eigenart nach in die Akademie von Pumbeditha verweisen. Danach stammte Kalla Rabbathi nicht von einem Schüler des Jehudai Gaon aus Sura, und es bestände die Möglichkeit, daß Raba Gaon aus Pumbeditha, der um die Mitte des 7. nachchr. Jhdts. lebte, den Traktat verfaßt hat (S. 113). Schließlich zählt Higger nicht weniger als 23 Belegstellen auf, die auf eine Beziehung zum Midrasch Tanchuma hinweisen.

Daß das literarhistorische Ergebnis so unbefriedigend ist, ist keineswegs die Schuld M. Higgers. Gerade M. Higgers Arbeit, die mit großer Sorgfalt jeder Belegstelle nachgeht und selbst dort noch Beziehungen literarischer oder zumindest geistesgeschichtlicher Art zu finden glaubt, wo wir den Beweis als nicht mehr stichhaltig ansehen müssen, zeigt, daß wir mit unseren heutigen Mitteln nicht tiefer in die Geschichte der talmudischen Literatur eindringen können: jede Hypothese hat, selbst wenn man von unhaltbaren Auslegungen einzelner Stellen absieht, für sich betrachtet, manches Einleuchtende; doch sie wird sofort in Frage gestellt, wenn man sie im Rahmen des gesamten Problemes betrachtet, das ein Traktat wie Kalla Rabbathi und auch Kalla aufgibt.

Aus der Fülle der lehrreichen und anregenden Arbeit konnten hier nur einige Punkte herausgegriffen werden. Es sei nur noch kurz auf die Textausgabe hingewiesen. Den Traktat Kalla hat M. Higger nach der Handschrift des babylonischen Talmud, Codex Monacensis 95, Ausg. H. L. Strack, Leiden 1912, herausgegeben. Zuweilen ist dieser Text durch Lesarten aus der Handschrift Oxford [Opp. 726] 370, 5 verbessert. Der Apparat bietet außerdem die Lesarten von 10 anderen Handschriften und Drucken. Der Text von Kalla Rabbathi fußt auf der Handschrift de Rossi, Parma 1803; 327, 15. Der Apparat führt sieben weitere Handschriften und Drucke an. Ein umfangreiches Parallelenmaterial im Apparat sowie literarische Untersuchungen zu den einzelnen Stellen beider Traktate in der Einleitung erhöhen den wissenschaftlichen Wert des Buches[1].

Frey, P. Jean-Baptiste, C. S. Sp.: **Corpus Inscriptionum Judaicarum.** Recueil des Inscriptions Juives qui vont du III^e siècle avant Jésus-Christ au VII^e siècle de notre ère. Vol. I: Europe. Roma: Pontificio Istituto di Archeol. Cristiana; Paris: Paul Geuthner 1936. (CXLIV, 687 S.) 4° = Sussidi allo Studio delle Antichità Cristiana, I. Fr. Fr. 250; Lire 200. — Angezeigt von J. Begrich, Leipzig.

Das Corpus Inscriptionum Judaicarum, dessen erster Band hier anzuzeigen ist, hilft mit der Sammlung der in vielen Einzelveröffentlichungen verstreuten und daher nur mühsam benutzbaren jüdischen Inschriften einem zweifellosen wissenschaftlichen Notstand ab und liefert, nach dem ersten Band zu urteilen, der Forschung ein wertvolles, bequemes und zu-

1) Zum Schluß sei noch auf die ausführliche Besprechung von S. Liebermann in Kirjath Sepher XIII (1936), 185ff. verwiesen.

verlässiges Hilfsmittel. Es umfaßt das Inschriftenmaterial vom 3. Jhdt. v. Chr. bis zum 7. Jhdt. nach Chr.

Die Sammlung der Inschriften ist nach den alten Provinzen des römischen Reiches geordnet. Daraus ergibt sich, daß infolge des gegebenen Ausgangspunktes Rom in dem ersten jetzt vorliegenden Bande die in Europa nachgewiesenen Inschriften abgedruckt sind. Der Band umfaßt 837 Nummern, von denen der Großteil, 553, auf Rom entfällt. Die übrigen Inschriften verteilen sich auf Latium, Campanien, Apulien, Calabrien, Etrurien, Aemilia, Venetien und Istrien, Transpadana, Sicilien und Malta, Sardinien, Spanien, Gallien, Germanien, Pannonien, Dalmatien, Moesia Inferior, Skythien, den kimmerischen Bosporus, Thrakien, Makedonien, Thassalien, Phokis, Attika, Achaja, Argolis, Arkadien und den westlichen Archipel. Ihrem Inhalt nach geben die meisten Texte Grabschriften von ziemlich gleichmäßiger Formelhaftigkeit. Ein wesentlich kleinerer Teil handelt von Sklavenfreilassung. Der Wert der Grabinschriften liegt einmal in dem Namenmaterial, welches sie bieten, ferner in der Möglichkeit, daß die Texte durch ihr Zusammenwirken Licht über die in ihnen vorkommenden Titel und Würdestellungen verbreiten.

Das unsichere oder zweifelhafte Material wird von den 734 sicheren Inschriften in der Weise deutlich geschieden, daß die in Betracht kommenden 103 Nummern in einem besonderen, in sich durchgezählten Anhang zusammengestellt sind. Sie sind nach folgenden Gesichtspunkten geordnet: falsche Inschriften, irrtümlich zusammengestellte Texte, Inschriften wahrscheinlich heidnischen Ursprungs, judenheidnische Inschriften, wobei genauer zwischen paganisierenden Juden und judaisierenden Heiden unterschieden wird, ferner Inschriften wahrscheinlich christlicher Herkunft und endlich Inschriften unbestimmten Charakters.

Das Inschriftenmaterial, unter dem sich auch hier erstmalig veröffentlichte Inschriften befinden, ist innerhalb der genannten Rubriken so geordnet, daß an erster Stelle, soweit vorhanden, die hebräischen und aramäischen Texte, deren Zahl recht gering ist, aufgeführt werden. Es folgen die griechischen und endlich die lateinischen Texte. Der Wiedergabe des Originalwortlautes in Majuskeln und oft recht wilder Orthographie folgt der berichtigte und, wo nötig und möglich, ergänzte Text, diesem wieder eine französische Übersetzung. Dem Text gehen kurze Bemerkungen vorauf, welche Fundstelle, Aufbewahrungsort, Schriftart, Material, Form und Erhaltungszustand der Inschrift sowie die Veröffentlichungen des Textes betreffen. Kurze Anmerkungen zum Wortlaut, zur Datierung und zum Verständnis schließen ab. Besonders ist hervorzuheben, daß den Text begleitende Abbildungen und Symbole mitgeteilt sind, welche zuweilen allein einen sicheren Anhaltspunkt für den jüdischen Ursprung einer Inschrift ergeben. Namentlich sei auch darauf hingewiesen, daß der Textwiedergabe in allen Fällen, wo das Original noch vorhanden und erreichbar ist, eine Photographie beigegeben wird, die in den allermeisten Fällen das Original ausgezeichnet scharf wiedergibt, klar lesbar ist und über die Zuverlässigkeit der hier gebotenen Lesung im Vergleich mit früheren ein sicheres Urteil ermöglicht.

Die Veröffentlichung der Texte wird durch eine ausführliche, 91 Seiten umfassende Einleitung eröffnet, welche folgende Gegenstände auf Grund der Inschriften behandelt: die Verbreitung der Juden in Europa, die jüdischen Wohnviertel und Grabstätten in Rom, das soziale Leben der Juden, die Organisation der römischen Judenschaft, die Verwaltung der jüdischen Gemeinden, den religiösen Dienst in den jüdischen Gemeinden, die Frage der Vorbildlichkeit der synagogalen Organisation für die alte Christengemeinde Roms, das Familienleben der Juden und das religiöse Leben der Juden. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß der Band ein Verzeichnis der Abkürzungen, Sigla und der wesentlichen Einzelpublikationen (letzteres auf 32 Seiten!) enthält.

Der sehr ausführliche Index am Schluß erhöht infolge der Übersichtlichkeit der Anordnung und der Vollständigkeit seiner Angaben die Brauchbarkeit der Sammlung. Er stellt an erster Stelle die hebräischen und aramäischen Worte einschließlich der Eigennamen zusammen und läßt ihnen die griechischen, sodann die lateinischen Eigennamen folgen. Ihnen schließt sich ein vollständiges Verzeichnis der vorkommenden griechischen und ebenso der lateinischen Worte mit sämtlichen Belegstellen an. Sehr dankenswert ist namentlich die Zusammenstellung der vorkommenden Abbildungen und Symbole mit ihren Belegen. Für die im Anhang zusammengestellten zweifelhaften Inschriften folgt ein selbständiger, nach den gleichen Gesichtspunkten geordneter Index.

Wir hoffen, in nicht zu ferner Zeit den nächsten Band des Inschriftenwerkes hier anzeigen zu können.

Semitistik, Islamistik.

Cantineau, J.: Le dialecte arabe de Palmyre. Tome I: Grammaire (X, 287 S.); Tome II: Vocabulaire et textes (VII, 149 S.). gr. 8°. Beyrouth/Liban 1934; Paris: E. Leroux. = Mémoires de

l'Institut Français de Damas. Bespr. von C. Brockelmann, Breslau.

Die arabische Bevölkerung der alten Wüstenkönigin Palmyra besteht aus Familien des Stammes der ʿAnaza, die im 17. Jahrh. dort eingewandert sind, bis auf die Bana'l-Qiyyem, die Hüter des Heiligtums des Moḥammad b. ʿAlī, die sich qoraischitischer Ahnen rühmen, und die Bana'l-Ḥmēdēn, denen man jüdische Herkunft nachsagt. Bis zur Okkupation durch die Franzosen, die seit 1921 dort eine für die Überwachung des Wüstenverkehrs wichtige Garnison halten, zahlte die Stadt an die benachbarten Beduinen eine ansehnliche Ḫūwa. Seither sind im Dienste der neuen Herren eine Reihe neuer Elemente zugezogen, abgesehen von Soldaten aus Alger, Beduinen nicht nur aus der Nachbarschaft, sondern auch aus dem ʿIrāq und dem Neǧd im Meharistencorps. Die Sprache einer solchen Gemeinschaft, deren Glieder man mit einiger Sicherheit bestimmten Gruppen zuschreiben kann, bietet für das Studium der arabischen Dialectologie, die, von Nordafrika abgesehen, bisher immer noch mit den Darstellungen größerer Dialektgruppen arbeiten mußte, ein sehr dankbares Feld. Es ist daher freudig zu begrüßen, daß J. Cantineau, der als Mitglied des französischen Instituts von Damaskus mehrere Jahre in Palmyra gearbeitet hat, und dem wir neben seinem unschätzbaren Inventaire des Inscriptions de Palmyre vorzügliche Darstellungen der palmyrenischen und der nabatäischen Dialekte des Aramäischen verdanken, die Gelegenheit, auch die Sprache der heutigen Palmyrener zu studieren, gründlich ausgenützt hat. Er legt uns nun eine sorgfältige Grammatik vor, die in strengwissenschaftlicher Orientierung Laut- und Formenlehre nicht nur beschreibt, sondern überall auch historisch zu verstehn bemüht ist, und eine Reihe von Texten aus dem täglichen Leben, namentlich aus dem Wirtschaftsbetrieb, aber auch aus der religiösen Sphäre nebst zugehörigen Vokabularien in sachlicher Ordnung; wir lernen aus diesen Aufzeichnungen die wirkliche Sprache viel genauer kennen, als in den früher zumeist beliebten Erzählungen und Märchen, die von dem Stil der Schriftsprache doch stets mehr oder weniger beeinflußt waren.

Über die Stellung des palmyrenischen im Kreise der arabischen Dialekte läßt sich einstweilen noch wenig Sicheres sagen, da wir die Sprachformen des ʿIrāq und der Ǧezīra noch viel zu wenig kennen. Es scheint aber einigermaßen sicher, daß seine Beziehungen zu den Stadtdialekten des Westens überwiegen. Einflüsse der Beduinensprache, die man nach den sozialen Verhältnissen eigentlich erwartet, lassen sich nur wenige beobachten, so in dem *lā* anstelle des klassischen *iḏā* II, 18ff. und in dem Worte *rabʿ* „Freunde" II 15 apu, das bezeichnenderweise anstelle des beduinischen *rabʿ* „Stammesgenossen" ZDMG XXII, 119 und *rabʿa* „Männerabteil des Zeltes", Oppenheim, Reise II 45 getreten ist. Für den Lautstand ist die Erhaltung der Spiranten *ṯ* und *ḏ* charakteristisch. Auffällig ist der öfter beobachtete Stimmtonverlust beim *ǧ*, das dann als *š* erscheint; er wird dem Verf. nicht nur aus der oberen Ǧezīre berichtet, sondern ist von Lecerf (I 264) auch im Antilibanon beobachtet worden. Es scheint sich aber dabei zumeist um kombinatorischen Lautwandel zu handeln; der Verf. stellt selbst das č von *čūʿān* „hungrig" S. 41 mit dem *q* von *ilūqo* „er kaut es" zusammen, in dem das ū „emphatisierend" gewirkt hat.

Da der Verf. überall nicht nur den Sprachstoff darstellt, sondern auch ihn genetisch zu erklären sucht, lassen sich gelegentlich wohl Einwände gegen seine Auffassung erheben; die folgenden Bemerkungen sollen nur unser Interesse für seine ausgezeichnete und für die allgemeine semitische Sprachwissenschaft, die einer solchen Förderung so dringend bedarf, höchst wertvolle Arbeit bekunden. In *neqeb* „surnom" (I, 52) liegt wohl kein spontaner Wandel von $l > n$ vor, sondern wie in dem mekkanischen *niqba* (Snouck-Hurgronje, Mekk. Sprichw. 51, n 2) eine Kontamination mit dem bedeutungsverwandten *nisba*. Einer der seltenen Reste aus der Sprache des aramäischen Substrats ist vielleicht *tōm* „Zwilling" (I, 67 u), das dann nicht auf *tau'am* zurückgeführt zu werden brauchte. Der auffällige Vokal des Pr. II. P. *ōnt* ist wohl zunächst im Pl. *ōntou* (I, 110) aufgekommen durch eine Assimilation wie im Impf. *bōqroṣ* „er sticht" (143) die auch sonst in Syrien verbreitet ist; daß hier nicht nur das *b* gewirkt hat, wie Verf. 89 annimmt, zeigen die Formen wie *ʒohrob* usw. aus Ṣaidā und Tlemsen im Grundr. I, 182/3; auffällig ist aber, daß auch das Kausativpräfix als *ō* erscheint (151), doch wohl durch Vermischung mit den ein altes *fiʿil* fortsetzenden Formen *ōfʿel* (S. 119). Der Inf. *ōḥsēb* „Rechnung" (S. 137) gehört wohl nicht zum I. sondern zum III. Stamm „mit jem. abrechnen". *Tēčer* „commercer" S. 150 ist wohl kein eigentliches Conativ, sondern von *tāǧir* abgeleitet, wie die im Grundr. I 513 behandelten Denominative. Die aktiven Partizipien des I. Stammes der I' wie *mēḥeḏ* „haltend" (S. 162) finden sich nicht nur in Palästina wieder, sondern auch im ʿIrāq (ZS IV, 242, 20), in ʿOmān und Nordafrika; Marçais will wie schon vorher Reinhardt, ʿOmān § 315, hier eine Analogiebildung nach dem Part. pass.

sehn, für die aber das Muster fehlt; eher wird man mit Landberg Daṭīna 699 an den Einfluß des IV. Stammes denken. Aus dem Gebiete des Lexikons ist die Tatsache sehr bemerkenswert, daß das ursprünglich ägyptische Wort *kwâyes* „schön" über Bairut durch die Franzosen über ganz Syrien verbreitet und so auch nach Palmyra gekommen ist (I. 246), wo es nun wie das von den algerischen Soldaten verbreitete Wort *hallūf* „Schwein" den Einheimischen für französisch gilt. Das aus den Nomaden verschiedenster Herkunft rekrutierte Mehariстencorps hat unter sich durch Ausgleich der verschiedenen Dialekte eine eigene *luġwa ʿaskarīye* (S. 28) entwickelt, die nun für vornehmer gilt und auch von geborenen Palmyrenern im Verkehr mit den französischen Offizieren allein gesprochen wird.

Wir dürfen hoffen, daß der verdiente Verf. in seinem neuen Wirkungskreis in Alger dem hier so verheißungsvoll begonnenen Studium der arabischen Dialekte treu bleibt und nach dem Beispiel W. Marçais' und der Berberologen unter der Führung A. Bassets die noch so wenig erforschten Probleme der arabischen Dialektgeographie in Nordafrika ihrer Lösung entgegenbringt.

Ben **Massawaïh**, Yohanna: **an-Nawâdir aṭ-Ṭibbijja.** Les axiomes médicaux de Yohanna Ben Massawaïh célèbre médecin chrétien décédé en 857. Ouvrage publié pour la première fois, avec des corrections et des annotations par le R. P. Paul Sbath. Le Caire: 1934. (34 S., davon 7 französisch, 25 arabischer Text) gr. 8°. Bespr. von Max Meyerhof, Kairo.

Der Herausgeber Būlus Subāṭ, syrisch-katholischer Priester aus Aleppo, ist bekannt durch seine Bibliothek von über 1300 meist arabischen Handschriften, deren Katalog er in drei Bänden hat erscheinen lassen[1]. Die Mehrzahl derselben enthält christliche Werke, aber ein starker Prozentsatz umfaßt Werke über Medizin und Naturwissenschaften, von denen er schon einige herausgegeben hat[2]. Die hier zur Besprechung stehende Ausgabe betrifft eine kleine Schrift des früharabischen Mediziners Yūḥannā ibn Māsawaih, eines nestorianischen Christen, welcher als Lehrer an der südpersischen von den Arabern übernommenen Medizinschule (mit Krankenhaus) von Gondē-Šāpūr gewirkt hatte und von dort durch den Abbassidenchalifen al-Ma'mun nach Baghdad berufen wurde. Dort wurde er um 930 u. Z. mit der Leitung der Bibliothek und Übersetzerschule Bait al-Ḥikma („Haus der Weisheit") betraut, und sein bedeutendster Schüler war der berühmteste Übersetzer aus dem Griechischen in das Syrische und Arabische, Ḥunain ibn Isḥāq. Obwohl die arabischen Bibliographen den Ibn Māsawaih zu den Übersetzern rechnen, so sind keine in diese Kategorie fallenden Werke von ihm erhalten. Dagegen sind von seinen durch Ibn Abī Uṣaibi'a (I 183) aufgezählten Schriften etwa ein Dutzend, zum Teil in hebräischer oder lateinischer Übersetzung, in europäischen Bibliotheken zu finden. Seine beiden augenärztlichen Schriften sind schon vor längerer Zeit zum Vorschein gekommen[1], aber noch nicht herausgegeben worden. Außer einem kurzen „Buch der Zeiten" ist bisher arabisch noch nichts von Ibn Māsawaihs Schriften gedruckt worden[2]. Nunmehr beschenkt uns Pater Sbath mit einem kleinen, aber sehr berühmten Büchlein des gelehrten Arabers, einer Sammlung von 132 medizinischen Aphorismen, welche er, wie er in der kurzen französischen Einleitung sagt, auf Grund einer der beiden in seinem Privatbesitz befindlichen Handschriften herausgegeben hat. Der gut korrigierte Text ist in der schlichten und klaren Sprache gehalten, welche für die Übersetzungswerke des IX. Jahrhunderts n. Chr. charakteristisch ist. Inhaltlich umfassen die Aphorismen allgemeinmedizinische Wahrheiten, ärztliche Ethik, Naturlehre, Vererbung von Konstitution und Krankheiten. Sie sind, soweit Ref. erkennen kann, Auszüge aus den Werken des Hippokrates und Galen, deren Hauptschriften bereits seit dem VI. Jahrh. in syrischer Übersetzung (durch Sergios von Rēš ʿAinā u. a.) den Ärzten Vorderasiens vorlagen und sicher in Gondē-Šāpūr die Grundlage des Unterrichts gebildet haben. Als Beispiele übersetzt der Herausgeber z. B. Aphorismus 1: „Die Wahrheit in der Heilkunde ist ein unerreichbares Ziel, und Behandlung auf Grund der Buchtexte ohne die Ansicht eines erfahrenen Arztes ist gefährlich". Aph. 13: „Der Arzt soll dem Patienten stets die Idee der Gesundheit und die Hoffnung darauf einflößen, selbst

1) Bibliothèque des manuscrits Paul Sbath. 3 vols. Le Caire 1928—34.

2) P. Sbath, Le jardin médical, par Ubaid-Allah Ben Gibril Ben Bakhtichou. Le Caire 1927; P. Sbath, Traité sur l'âme, par Bar-Hebraeus. Le Caire 1928; P. Sbath, Vingt traités philosophiques et apologétiques d'auteurs arabes chrétiens du IXe au XIVe siècle. Le Caire 1929; P. Sbath, L'ouvrage géoponique d'Anatolius de Bérytos (Bull. de l'Inst. d'Egypte, t. XIV, 1932); P. Sbath, Le formulaire des hôpitaux d'Ibn Abi'l-Bayan (Ibid. t. XV, Le Caire 1933). Siehe mein Referat in OLZ 1934, Sp. 692.

1) C. Prüfer und M. Meyerhof, Die Augenheilkunde des Juḥannâ b. Mâsawaih. Der Islam VI (Straßburg 1916) 217—256.

2) P. Sbath, Le livre des temps de Yohanna ben Massawaih (Bull. de l'Inst. d'Egypte, XV, Le Caire 1933).

wenn er wenig Hoffnung auf Heilung hat; denn die Konstitution des Körpers folgt der Veranlagung der Seele" (dies ist der Inhalt einer bekannten Schrift des Galen; Ref.). Aph. 23: „So wie die Veranlagung der Seele und die äußeren Körperformen von den Vätern ererbt werden, ebenso werden auch die (Anlagen zu) chronischen Krankheiten vererbt, besonders diejenigen der Hauptorgane". Aph. 66: „Wer für seine Krankheit viele Ärzte konsultiert, setzt sich den Irrtümern jedes einzelnen von ihnen aus." Sbath hat die interessante Feststellung gemacht, daß die von Ibn Abī Uṣaibi'a (I 314f.) dem großen persischen Arzt Muḥammad ibn Zakarijjā' ar-Rāzī zugeschriebenen Aphorismen, 18 an der Zahl, aus der vorliegenden Schrift des Ibn Māsawaih entnommen sind. Ref. fügt hinzu, daß solche medizinische, philosophische und naturwissenschaftliche Aphorismen schon früh eine ganze Gattung in der arabischen Literatur geworden sind. Schon Ḥunain und sein Sohn Isḥāq haben kleine Sammlungen von „Weisheitssprüchen der Philosophen" herausgegeben, und später sind solche immer wieder ausgeschrieben und zusammengestellt worden. Was die Abfassungszeit der Nawādir betrifft, so wurde die Widmung durch Ibn Māsawaih „an meinen rechtgeleiteten Sohn und Landsmann aus Ḥīra (in Mesopotamien)" und die Erwähnung (am Schlusse der Schrift) der eben von ihm in Angriff genommenen arabischen Übersetzung des Methodus Medendi des Galen auf Ḥunain bezogen (auch in der latein. Übersetzung Jani Damasceni Selecta Artis Medicae, oder Johannis Damasceni Aphorismi, Bononiae 1489). Dieser hat in der Tat die genannte Schrift übersetzt, und zwar nach seiner eignen Angabe[1] zum ersten Male während des Feldzuges des Ma'mūn gegen die Byzantiner, etwa 833 n. Chr., und in das Syrische. Später hat Ḥunain das Werk nochmals in das Syrische, und sein Neffe Ḥubaiš hat es aus dem Syrischen in das Arabische übersetzt. Das kann um 850 gewesen sein, und in diese Zeit fällt möglicherweise die Abfassung der Nawādir, also nicht lange vor dem Tode des Jūḥannā ibn Māsawaih (857 n. Chr.).

Hellige, Walther: **Die Regentschaft al-Muwaffaqs.** Ein Wendepunkt in der 'Abbâsidengeschichte. Berlin: Junker & Dünnhaupt 1936. (52 S.) gr. 8° = Neue Deutsche Forschungen, hrsg. v. H. R. G. Günther u. E. Rothacker, Bd. 87. Abt. Orientalische Philologie u. Kulturgeschichte, hrsg. v. H. H. Schaeder, Bd. 1. RM 2.60. Bespr. von Gustav Richter, Breslau.

Die vorliegende Dissertation aus der Berliner Schule bietet im wesentlichen eine Inhaltsangabe der von Ṭabarī mitgeteilten Berichte über al-Muwaffaq (843 bis 891 n. Ch.), dem Reichsverweser zur Zeit des abbasidischen Kalifen Mu'tamid. Sie ist sorgfältig gearbeitet und gut lesbar. In der Einleitung stellt sich der Verf. die Aufgabe, die Wendung, die die Geschichte der Abbasiden um das Jahr 870 nahm, aus einer grundsätzlichen Änderung ihrer Türkenpolitik zu erklären. Ich habe mich aber vergeblich bemüht, in der Arbeit eine Lösung dieser Aufgabe finden zu können. Das Problem wird als solches in der Darstellung gar nicht sichtbar, scheint mir aber auch sachlich nicht gegeben. Die politischen und militärischen Maßnahmen des Muwaffaq sind so sehr durch die überhandnehmenden Aufstände der Provinzen bedingt, daß es keiner besonderen politischen Idee bedurfte, um sich bald vorsichtig und unter Ausnutzung der geeigneten Männer bald mit raschem Zugriff seiner Haut zu wehren, wenn man nur im ganzen die Zähigkeit, Klugheit und das Glück dieses Reichsverwesers besaß. An Rücksichtslosigkeit, die oft wie ein Ausgleich seiner politischen Mißerfolge berührt, hat er es ebensowenig fehlen lassen wie andere der zeitgenössischen Abenteurer. Auch sein Verhalten gegenüber dem Kalifen dürfte weniger dessen Ansehen als die eigene machtpolitische Stellung gefördert haben. Ich bezweifle daher, daß man mit Recht von einem wirklichen „Wendepunkt in der Abbasidengeschichte" sprechen kann.

Die Arbeit erscheint als erste Veröffentlichung der Abteilung Orientalische Philologie und Kulturgeschichte in der Reihe „Neue Deutsche Forschungen". Diese Sammlung will „wertvolle Arbeiten junger Autoren" veröffentlichen, indem sie dabei von dem Gedanken ausgeht, daß „gerade in den Forschungsarbeiten der jüngeren Generation die neue Wissenschaftsgesinnung sich anbahnt, die durch den geistigen Umbruch unserer Zeit bedingt ist . . . Die Reihe versucht damit, einen Beitrag zu liefern zur Vertiefung der wiedergefundenen Einheit von Wissenschaft und Leben". Was in dieser begrüßenswerten Richtung auf Seiten der Orientalistik zu erwarten steht, läßt sich aus der vorliegenden Schrift wohl noch nicht ersehen.

Guidi, Michelangelo: **Storia della Religione dell'Islam.** Turin: Unione Tipografico-Editrice Torinese 1935. (133 S.) 4° = Aus Storia delle Religioni, Vol. II. Bespr. von R. Strothmann, Hamburg.

Guidi gibt seiner Zusammenstellung ein durchaus eigenes Gepräge und ist in seiner

1) Ḥunain ibn Isḥāq über die syrischen und arabischen Galen-Übersetzungen . . . ed. G. Bergsträßer (Leipzig 1925) S. 14f. des deutschen Textes.

klaren durchgeistigten Sprache vor allem da anregend, wo er zu allgemeinen Klassifikationen und Werturteilen aufsteigt, die auch der mit dem Stoff Vertraute dankbar lesen wird. Ihre Geschlossenheit bekommt die Darstellung durch den steten Hinweis auf den Islam als eine originale Konzeption und selbständige Kombination vorgefundenen Gutes, als 'sintesi', nicht 'contrafazzione'. Häufig wiederkehrende Leitworte sind 'compromesso' (ohne jeden tadelnden Sinn) und 'equilibro'. So sieht G. es im allgemeinen bei der Frage nach den arabischen und nach den fremden bzw. universalen Kompositionselementen; so bei Muhammed selbst, im allgemeinen Andrae folgend, auch mit Verweis auf die nestorianische Anschauung vom Seelenschlaf (doch vgl. OLZ 1926, 845), aber stärker die Originalität betonend, jedoch noch ohne Berücksichtigung des neuesten Versuches, das Pendel zurückschlagen zu lassen zum Judentum, da die Arbeit bereits 1933 gedruckt wurde. Ebenso ist bei begreiflich starkem Anschluß an Massignon für die Mystik doch die These von ihrem nur koranischen Ursprung, wie die entgegengesetzten vom indischen oder christlichen auf ein Mittelmaß gemildert. Auch die Moral des Islam bewege sich „in einem Kompromiß zwischen den Gütern des Himmels und denen der Erde" (130). Ähnlich wird es als die Leistung der Rechtslehrer und der Dogmatiker gewürdigt, das Gleichgewicht hergestellt zu haben; als Kombinatoren erscheinen auch Asch'arī und Ghazālī. Und noch der Schlußsatz, der im übrigen keine Prognose wagt, erinnert für den Ausblick noch einmal rückblickend an „die mannigfaltigsten Formen des Kompromisses zwischen Überlieferung und neuer Wirklichkeit."

Daß diese Gesamtschau von der vorislamischen Zeit bis zur Gegenwart einen zuverlässigen Querschnitt durch den heutigen Forschungsstand darstellt, dafür bürgt der Name des Verfassers. Und es ist trotz der Stoffülle auf engem Raum ernstlich versucht, auch wirklich in innere Einzelheiten vorzudringen. So verdienten sehr viele Stellen besonders hervorgehoben zu werden: der wirkliche Tatbestand der Verwendung von *ta'wīl* und *qijās*; die heutigen Richtungen einschließlich mehrfachen Blickes auf die Salafīja; der Volksglaube; die Bedeutung der Bruderschaften; ins Gesamtbild der Sekten gliedert sich jetzt Guidi's eigene These von den Jeziden als pro-omaijadischen Ghulat klar ein. Es liegt nur am Mißverhältnis zwischen Stoffülle und Raum, wenn einzelnes bei Fernerstehenden Mißverständnisse aufkommen lassen könnte. So richtig es z. B. ist, daß die Charidschiten auch die Omaijaden bekämpften (54), so sind doch die Charidschiten, die es heute überhaupt noch gibt, große Verehrer von Mu'āwija (Abū Ja'qūb al-Warǧalānī, *ad-dalīl*, Cairo 1306, III 45; vgl. Islam XIX, 1931, 216). Für den asch'aritischen Kalam könnte es irrtümlich klingen, daß er nur auf Koran, Sunna und Konsensus beruhe (125), auch wenn Asch'arī selbst das vorgab.

Einen Index kann eine derartige Materialverarbeitung nicht haben. Glücklicherweise ermöglichen vielfache innere Verweise den Zusammenhang da herzustellen, wo die Schilderung ein und derselben Erscheinung dem Einteilungsprinzip zufolge sich auf mehrere Zeit- oder Fachabschnitte verteilt. Einen besonderen Genuß bereitet es, beim Lesen durch Vergleiche mit früheren Zusammenfassungen die Entwicklung der islamkundlichen Forschung zu beobachten.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Hertel, Johannes: Die awestischen Jahreszeitenfeste: Āfrīngān 3. Leipzig: S. Hirzel 1934. (II, 80 S.) gr. 8° = Berichte über die Verhandlungen der Sächs. Akademie der Wissensch. zu Leipzig. Philol.-histor. Klasse, 85. Bd. 1933, 2. Heft. RM 3 —. Bespr. von V. Lesný, Prag.

In seinen „Vorbemerkungen" zu der umfänglichen Studie „Die awestischen Jahreszeitenfeste", deren zweiten Teil diese Arbeit bildet, sagt J. Hertel, daß wir uns vorläufig einem phonetisch getreuen Awestatext, der so dringend not tut, nur allmählich nähern können (vgl. Archiv Orientální V. 1933, S. 40). Und Hertels bedeutsame Awestastudien aus den letzten Jahren, mögen wir mit ihnen vollständig übereinstimmen oder nicht, bringen uns unstreitig diesem ersehnten Ziele näher. Es zu so einem genauen Texte zu bringen, wie wir ihn für die vedischen Hymnen besitzen, obwohl diese einer bedeutend älteren Zeit angehören, wird uns vielleicht nie gelingen. Daß der Text der Vulgata, so wie wir ihn jetzt in Geldners Arbeit besitzen, sich in einem wirklich verzweifelten Zustande befindet, darauf ist es heute nicht mehr nötig aufmerksam zu machen. Wenn Darmesteter vor fünfzig Jahren das Vertrauen in den Inhalt des Awesta erschüttert hat, so hat zu Beginn dieses Jahrhunderts Andreas auch das Vertrauen in die Überlieferung des Textes erschüttert. Andreas ist es gelungen, einige Zeichen richtiger zu lesen, aber mit Recht hat seine Anschauung, daß die indoeuropäischen Vokale „a", „e" und „o" im Awesta zu „o" zusammenfielen, Widerspruch erregt (vgl. Bartholomae WZKM. 24 1910, S. 129). Nach Andreas und Wackernagel

hat den Text der eben verstorbene A. Meillet in den instruktiven Anmerkungen „Observations critiques sur les textes de l'Avesta" in JA. 11 Ser. 10 (1917), S. 183f. kritisch durchforscht. Mit eindringlicher und fruchtbarer Kritik des überlieferten Textes kommt nun die Leipziger Schule. J. Hertel, welcher schon durch seine Studien über das Pañcatantra gezeigt hat, auf welch breiter Grundlage sich bei ihm die Lösung eines Problems zu entwickeln vermag, unterwirft auf Grund der bahnbrechenden Arbeit Junkers „Das Awestaalphabet und der Ursprung der armenischen und georgischen Schrift" in Caucasica fasc. 2 (1925) und 3 (1926) in einer Reihe von wichtigen und außergewöhnlich anregenden Arbeiten unseren überlieferten Text der Prüfung von Seiten der Kritik seiner Überlieferung, seiner metrischen Form und seiner Exegese.

Das Schriftchen „Die awestischen Jahreszeitenfeste: Áfrīngān 3" hat drei Teile: Die Einleitung (S. 1—27), den rekonstruierten Text Áfrīngān 3 mit Übersetzung (S. 28—41) und Bemerkungen zu Text und Übersetzung (S. 41—70).

Die Einleitung ist der Feststellung gewidmet, daß die Arier, bevor sie sich in zwei verschiedene Zweige, den iranischen und indischen, teilten, und auch noch längere Zeit nach der Teilung, Viehzüchter und nicht Ackerbauern waren. Und auf das allmähliche Eindringen des Ackerbaues zu diesen ursprünglichen Viehzüchtern auf der iranischen Seite deuten außer anderem auch die Veränderungen und Verschiebungen der Jahresfeste, welche wir im Awesta noch verfolgen können. Auch A. Lommel hat vor kurzem untersucht, ob Zarathuštra ein Bauer war. Wenn Hertel aw. *madhyae-šam* als Lehnwort aus einem vedischen Dialekt auf dem Ostufer des Hamūnsees erklärt und urteilt, daß diese Gegend das Vaterland der Kalenderreform ist, so scheint es mir, daß er aus diesem Worte mehr herausliest als darin steckt. Ich neige mich eher seiner ersten Eventualität zu, welche er aber verwirft, daß es ein altes arisches Kompositum mit Wandel von *s* zu *š* ist, der zeitlich älter ist als der iranische Wandel von *s* zu *h*.

In Hinsicht auf die Textkritik und die Sprache ist der dritte Teil wichtig, welcher die Anmerkungen des Autors zu dem kritisch konstruierten Text liefert.

Auf S. 41 sagt Hertel, daß der falsche Genitiv *ratuvo* Vr. 1, 2 entnommen ist, und daß der alte Text die richtige Form *rataoš* hat. Die Genitivendung *-aoš* steht gewiß der alten Awestaform am nächsten, aber sie ist nicht die einzige und hauptsächlich nicht die häufigste Genitivform. Die häufigste Endung der *u*-Stämme ist nach der heutigen Schreibung der Vulgata *-ūš*, aber neben ihr steht *-aoš*, *-āuš*, *-o* und endlich existieren auch defektive Formen. Die Theorie, daß der Wechsel der Endungen *-ūš* und *-aoš* auf dem Akzent beruht (die Oxytona sollen *-aoš*, die unbetonte Ultima dann *ūš* haben), weist so viele Ausnahmen auf, daß man sie aufgeben muß, auch wenn wir von der Voraussetzung ausgehen, daß die Stelle des Awestaakzents sich mit der Stelle des Vedaakzents deckt (vgl. J. Kurylowicz: „Traces de la place du ton en gathique", Paris 1925). Was die Endung *-o* betrifft, konnte sie durch Anlehnung entstehen. Metaplastische Formen von Vokal- nach Konsonantenstämmen und umgekehrt kommen, wie die Handschriftenlesungen zeigen, vor. Fraglich bleibt allerdings, ob das immer eine richtige Lesung ist. Die strenge Regelmäßigkeit der Sprache der altpersischen Inschriften, welche doch zeitlich von beiden Awestadialekten nicht allzu entfernt sein können, fordert zu bedeutender Aufmerksamkeit bei der Zulassung der heutigen Zügellosigkeit der awestischen Formenlehre auf. Und gerade von diesem Gesichtspunkte sind die Arbeiten Hertels so sehr zu begrüßen, welche in das Chaos der handschriftlichen Ungenauigkeiten Ordnung bringen wollen. Was die Genitivendung der *-u* Stämme betrifft, vermute ich, daß als regelmäßige Endung *-auš* anzusetzen ist. Ebenso kann man mit Hertel vollkommen übereinstimmen, wenn er in seinen Arbeiten konsequent als die Genitiv pluralis Endung bei den *-a* Stämmen *-ānām* einführt (Tirade 5a). Auf die Unhaltbarkeit der Lesung der Vulgata deuten augenscheinlich Verbindungen wie *daevanąm mašjānąmča* (z. B. Yt. 5, 13).

In Tirade 5b verbessert Hertel sinnreich die Lesung *vazyāiš stāišča staoyžbiš* zu *vaziyāiš, tāišča stavjobiš*, und übersetzt „in Fuhren und zwar in größeren". Bartolomae AiW. 1391 s. v. *vazya-* hat die Bedeutung „Last", „Tracht", indem er sich auf das westossetische *wäz* „Schwere" und das sarikolische *vez* „Ladung", „Last" stützt. Für Hertels vorausgesetzten Ausdruck spricht *ai. vahya* n. „a carriage, a vehicle or conveyance in general" (Apte s. v.). Aber vielleicht wäre denn doch von neuem zu erwägen, ob man beim Erschließen des Wortes nicht auf iranischem Boden verharren soll, besonders wenn es möglich ist, sich in diesem Falle auf den Parallelismus zu stützen: „So mögt ihr Brennhölzer, gut geschnittene, ausgesuchte, in Ladungen und zwar in größeren nach dem Haus . . . . . gelangen lassen, wenn ihr es wollt; oder wenn ihr es nicht wollt, so mögt ihr Brennhölzer, gut geschnittene, ausgesuchte, in Mengen, die bis ans Ohr reichen . . . . . gelangen lassen".

Der Mangel an Raum gestattet uns nicht, auf alle die Ergebnisse und Anregungen dieser neuen Hertelschen Arbeit aufmerksam zu machen. Es wäre nur zu wünschen, daß diese Arbeiten uns sobald als möglich auf den sichereren Boden eines berichtigten Textes und einer neuen Awestagrammatik brächten, deren Bedürfnis sich je länger je dringender geltend macht.

Benveniste, E.: Les Infinitifs avestiques. Paris: Adrien-Maisonneuve 1935. (117 S.) gr. 8°. Bespr. von Hch. Junker, Leipzig.

Der awestische Infinitiv ist für den, der nicht nur nach den Handbüchern geht, sondern sich in den Texten selber zurecht finden will,

rätselhaft genug. Der Verf. unternimmt es, die Kritik, die A. Grégoire 1899 (KZ. 35, 79) an der Auffassung von Bartholomae vom aw. Infinitiv übte, unter Berücksichtigung der späteren Arbeiten Bthl.s fortzusetzen. Mit Recht bemerkt er, Bthl. habe das Verdienst „d'avoir instauré des canons sévères et une interpretation strictement grammaticale" und daß man ihm die erste „description rigoureuse" des Altiranischen verdanke. Schief ist aber, zu sagen, daß sich Darmesteters Arbeiten in einer Awesta-Übersetzung, die Bthl.s in einem Wörterbuch niedergeschlagen hätten, denn die Wolffsche Übersetzung des Awesta ist und sollte nichts anders sein als ein Auszug aus Bthl.s Wörterbuch. Auch wußte Bthl.s sehr wohl, daß der Awestatext eine Geschichte hatte und kannte die mitteliranische Überlieferung, welche eine der Voraussetzungen der Rekonstruktion des Awestatexts ist, besser als jeder seiner wissenschaftlichen Zeitgenossen. Gerade darum — und nicht, weil er das Awesta als „monument d'un seul tenant" und als „authentique en toutes ses parties" ansah — wagte er, nachdem er Jahrzehntelang gesammelt, gesichtet und grammatisch geordnet hatte und weil ihm die Kenntnis wichtigster mitteliranischer Neufunde vorenthalten wurde, keine so radikale Textkritik, wie er sie, in Fortsetzung des klassischen § 268 seiner Awestagrammatik im GrIrPhil. sehr wohl durchführen konnte. Seit 1904 sind alle, die sich um das Awesta und seine Sprache kümmerten, in Deutschland und jenseits der Grenzen, ohne Ausnahme in die Schule des so klaren und schöpferischen Grammatikers Bthl. gegangen, der auch da fruchtbar und anregend war und bleiben wird, wo er irrte. Um Mythenbildungen vorzubeugen, muß hierauf mit allem Nachdruck hingewiesen werden.

Auch Benveniste gehört zu den Schülern des AirWb., und er legt ungewollt Zeugnis für die eindringliche Kraft dieses Werkes ab, indem er es wie eine höchst persönlich wirkende dogmatische Tatsache und nicht wie eine geschichtlich bedingte, in ihrer Zeit stehende und daraus allein verstehbare Leistung behandelt. Die Möglichkeit, über Bthl. hinauszukommen, verdankt auch er allein — dessen Wörterbuch. Wer dieses Werk verbessert, führt es im Sinne seines Urhebers fort. „Contre lui" ist nur, wer seine Reise allein unternähme, d. h. die letzten 30 Jahre überschlagen wollte (wenn er es könnte!).

Die Schrift Benvenistes gliedert sich in zwei Teile. Der erste behandelt die „formes douteuses", der zweite die „infinitives authentiques". Die Infinitive werden nach den Kasusendungen geordnet betrachtet, diejenigen auf *-dhyāi* in einem eigenen Kapitel. Von den rund 180 Infinitivformen Bthl.s werden nur 60 als wirkliche Infinitive nach Form und Funktion anerkannt. In *-dhyāi* wird ein arischer medialer Infinitiv nachzuweisen und als indogermanisch darzutun versucht. 55 von den 60 anerkannten Infinitiven sind Dative, 1 ist Instrumental, 4 sind „Lokative". Bei diesen nimmt Benveniste an, daß ein altes (teilweise überliefertes) *-ōi* sich in *-ō* im Archetypus verwandelte. Er bestreitet daher awestische infinitivische Lokative und stellt deren Existenz auch fürs Indogermanische in Frage. In Anschluß an Bthl.s Betrachtung der mittel- und neuiranischen Infinitive im GrIrPhil. I. S. 147 behandelt auch Benveniste abschließend deren Morphologie.

Die Voraussetzung für die Richtigkeit der sprachgeschichtlichen Thesen des Vf. ist die Korrektheit seiner Einzelinterpretationen awestischer Textstellen mit wirklichen oder angeblichen Infinitiven. Hier aber muß man doch viele Fragezeichen hinter die Ausführungen des Vf. setzen. Er berücksichtigt sehr oft das Metrum nicht und setzt willkürlich Textänderungen an, die keineswegs nötig sind und erörtert die Sachverhalte ohne Berücksichtigung der jüngeren Literatur. (Warum wird z. B. die Ableitung Hertels von *vyāne* aus *vi-yā* II QF. IX. 150 [1927!] nicht diskutiert, wohl aber die sehr fragwürdige von Andreas aus *vi+an*, welches Radikal im Awesta sonst gar nicht vorkommt? Und so noch an vielen Stellen.) Es ist dankenswert, daß Benveniste sich der Frage der aw. Infinitive angenommen hat: abschließend ist seine Untersuchung nicht, und seine Methode, ohne genaue Einzeluntersuchung der behandelten Stellen und ihrer Parallelen rein morphologische Formenkritik zu treiben, ist weit davon entfernt, zu überzeugen.

Fürstenau, Gisela: Das Verkehrswesen Irans. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der philosophischen Fakultät. II. Sektion der Ludwig-Maximilians-Universität München. Eingereicht am 31. Mai 1935 von G. F. aus Naumburg am Bober. Sagan 1935. (139 S., 1 Kartenskizze.) 8⁰ Bespr. von W. Hinz, Berlin.

Während der ganzen Qadscharenzeit (1779 — 1925) hat das Verkehrswesen Irans nicht entfernt eine solche Entwicklung genommen wie in den elf Jahren der Herrschaft Reżā Schah Pahlavīs. Die stürmische Entfaltung aller Kräfte der iranischen Nation macht es erklärlich, daß die Fürstenausche Untersuchung über das Verkehrswesen Irans bereits ein Jahr nach Erscheinen in manchen Punkten als überholt bezeichnet werden muß. Trotzdem behält die fleißige und gediegene Arbeit ihren Wert insofern, als der vielfach zerstreute und schwer

zugängliche Stoff übersichtlich zusammengestellt ist und daher nur teilweiser Ergänzung, nicht aber grundsätzlicher Abänderung bedarf.

Mit Recht leitet die Verfasserin ihre Darstellung ein mit einem Abschnitt über die geographischen Grundlagen des iranischen Verkehrswesens; denn in wenigen Ländern der Erde ist die wechselseitige Abhängigkeit beider Erscheinungen so auffallend wie gerade in Iran. Dann folgt die Erörterung der soziologischen und der geschichtlich-politischen Voraussetzungen, an die sich die Darstellung der Verkehrswege und Verkehrsmittel anschließt (nach Land-, Wasser- und Luftwegen gegliedert), einschließlich des Nachrichtenwesens.

Der aufschlußreichste Abschnitt ist nicht der über den Kraftwagenverkehr, obwohl gerade ihm gegenwärtig die größte Rolle zukommt. Hier machen sich ganz erstaunliche Fortschritte der Motorisierung Irans bemerkbar, die bereits wesentlich über die Angaben der Verfasserin hinausgehen. So ist beispielsweise Yazd (S. 44) durch regelmäßigen Autobusverkehr inzwischen an das ganz Iran überdeckende Kraftbeförderungsnetz angeschlossen worden. Die Schaffung dieser Autobusverbindungen, die zu einem Teil der Postbeförderung dienen, ist eine bedeutsame Leistung der letzten zwei Jahre; Rezensent selbst hat Tausende von Kilometern mit diesem trotz aller Wegschwierigkeiten zuverlässig arbeitenden Verkehrsmittel zurückgelegt. (Nähere Angaben über den Kraftverkehr enthält ein „Reisen und Transporte in Iran" überschriebener Aufsatz Axel von Graefes in den Mitteilungen der Deutsch-Iranischen Handelskammer e. V., Berlin, Nr. 4, vom Oktober 1936.)

Der wertvollste Abschnitt der Fürstenauschen Untersuchung ist der über die Eisenbahnen Irans, da hierüber bisher nur verstreute Notizen vorlagen. Immerhin bedürfen auch diese Ausführungen der Ergänzung; als wesentlich sei hier nur die Linienführung der transiranischen Eisenbahn richtiggestellt, die nicht (wie auf der Kartenskizze) Ḫorramābād und Hamadān berührt, sondern die von Dezfūl (eigentlich von Ṣāleḥābād) nordwärts über Kešvar, Dorūd, Šoltānābād nach Qom und Teheran führen wird. Von dem als Treuhänder der iranischen Regierung arbeitenden Consortium Kampsax hätten gewiß ausführliche Unterlagen über den Bahnbau beschafft werden können.

Den Schluß der Arbeit bilden Abschnitte über die Auswirkungen des Verkehrs auf Natur und Mensch, worüber sich in zehn Jahren mehr wird sagen lassen, und über Irans Stellung im Weltverkehr.

Südasien.

Renou, Louis: **Études de grammaire Sanskrite.** Première série. Paris: Adrien-Maisonneuve 1936. (V, 146 S.) 4°. 40 Fr. Bespr. von Hans Losch, Bonn.

In diesen Studien, deren Zusatz „première série" uns weitere Arbeiten in Aussicht stellt, hat R. es unternommen, sich mit Themen auseinanderzusetzen, die in seiner Grammaire Sanskrite aus leicht ersichtlichen Gründen mangels der nötigen Vorarbeiten nicht behandelt werden konnten. In diesem ersten Bande sind drei Studien vereinigt: 1. Recherches sur l'emploi du participe; 2. Sur la place des mots accessoires dans le Ṛgveda; 3. Les „innovations" de la grammaire de Candragomin.

Im ersten Aufsatz geht die Untersuchung von der vedischen Prosa in den Brāhmaṇa's aus, wobei vor allem das Aitareyabrāhmaṇa Berücksichtigung findet, „dont la langue sobre et rigoureuse laisse aux emplois linguistiques des contours définis". Es wird das Vorkommen der Participia präsentis, perfecti etc. festgestellt. Dann geht R. zur eingehenden Behandlung der Funktion der Participia über (§ 6ff.). Wichtig erscheint darin vor allem die Frage, ob das Particip der Brāhmaṇas den Wert eines persönlichen Verbums haben kann. „La question est délicate pour la prose védique comme pour les autres moments de la langue." Aber die Betrachtung der einschlägigen Stellen mit schärfstem kritischen Maßstab führt zu dem Ergebnis: „l'emploi prédicat du pt. est donc connu, quoique rare, dans la prose védique et notamment dans la portion récente représentée par le Ś. B." (§ 14). Zusammenfassend charakterisiert R. das Participium der vedischen Prosa als eine reine verbale Form, „qui prend part aux prérogatives du verbe et a dépouillé presque tous les caractères de l'adjectif". Und ferner: „Le pt. paraît demeurer stable dans le come de la littérature védique en prose. . . . Les Sūtra de style explicite, ainsi le Vādh. et le Baudh. pour les Śrautas., le Gobh. S. pour les Gṛhyas., connaissent des emplois du participe qui ne le cèdent en rien à ceux des Br. proprements dits" (§ 16). Die sich anschließende Behandlung des Particips in der nachvedischen Sprache betont zunächst vor allem das Hervortreten des nominalen Geltungsbereiches gegenüber der vedischen Prosa, ferner die Erweiterung der Fähigkeit, als Glied in einem Nominalkompositium aufzutreten. Die Untersuchungen sind auf ein außergewöhnlich weites Feld der Literatur einschl. des buddh. Sanskrit gestützt. Als wesentliches Ergebnis dieses zweiten Abschnittes der Untersuchung ist festzustellen, „que le pt. maintient à travers

la littérature sanskrite un rôle de prédicat" (§ 38). Der letzte Teil endlich beschäftigt sich mit dem Partizipium im Ṛgveda. Hervorstechend ist die Häufigkeit nominalen Gebrauchs des Particips. Besonders eingehend behandelt R. auch hier wieder das „prädikative Particip" (§ 60ff.). Als gesichert betrachtet er danach die Fälle, wo das Particip abhängig von einem Relativpronomen oder einer übergeordneten Konjunktion erscheint (§ 64), sowie einige andere in § 65 behandelte Beispiele. Das Ergebnis ist: „La valeur de prédicat n'était sans doute pas courante dans l'état de langue que reflète le Ṛgveda" (S. 45).

Der dritte Aufsatz über die Neuerungen in Candragomin's grammatischem System, gegenüber Pāṇini vor allem, ist ein sehr willkommener Beitrag zur Geschichte der grammatischen Systeme in Indien, nicht zuletzt wegen des häufigeren Nachweises der Neuerungsvorbedingungen, die im Sprachgebrauch zu Candragomin's Zeiten zu finden sind. Da ist, um nur einiges Wesentliche herauszugreifen, der von C. gelehrte Übergang *ḍ* > *l* (*vaḍabhi* > *valabhi*; *nāḍa* > *nāla*) (§ 8); die Lehre Candragomin's, daß bei Wurzeln mit *anubandha m* in einer Reihe von Fällen — im Gegensatz zu Pāṇini — der Wurzelvokal des Kausativums kurz oder lang sein kann (§ 22); ferner einige interessante Abweichungen in der Kasuslehre (*vinā* mit acc. neben instr. und abl.; *ṛte* mit acc. im Gegensatz zu Pāṇini II 3, 29; Genitiv im Sinne von *saṃpradāna*, ein bedeutsamer Beitrag zu dem, vor allem in buddh. Texten wahrnehmbaren Auftreten des Genitivs in Dativfunktion) (§ 31/2); endlich eine ganze Fülle von Besonderheiten in der Kompositionslehre (§ 34ff.), Nominalableitung usw. So ist dieser Aufsatz ein dankbar zu begrüßender Beitrag zu Candragomin's geistiger Richtung, die sich deutlich von den Bindungen pāṇinischer Tradition zu lösen bestrebt ist.

Die zweite Abhandlung des Bandes fügt sich würdig dem Rahmen ein. Als eines der wesentlichsten Ergebnisse möchte ich nur auf die Tatsache hinweisen, daß nach Renou's Feststellungen die Tendenz, eine Reihe von Partikeln an die zweite Stelle zu rücken (enclise), „nicht aus Vorhandensein oder Fehlen des Tons entscheidend erklärbar erscheint".

Wir haben durch das vorliegende Buch eine gründliche Bereicherung unserer Kenntnisse erfahren. Auch die ganze einschlägige Literatur ist in den „Notes", die sich jedem Aufsatz anschließen, vermerkt und mit den jeweils notwendig erscheinenden kritischen Bemerkungen versehen. Das einzige Desideratum, das man vielleicht bei einer der nächsten Lieferungen nachholen könnte, bleibt ein ausführlicher Index.

Oertel, Hanns: Syntaktische Äquivalenz des Genitivs und Ablativs bei Verben der Trennung in der vedischen Prosa. München: Verlag der Bayerischen Akademie der Wiss.; in Komm. bei C. H. Beck 1935. (44 S.) 8° = Sitzungsberichte der Bayerischen Akad. d. Wiss., Philos.-histor. Abt., Jahrg. 1935, H. 12. RM 3 —. Bespr. von L. Renou, Paris.

La force des travaux de M. Oertel réside d'abord dans l'ampleur des faits dont il dispose. Comme sa syntaxe des Brāhmaṇa, demeurée malheureusement inachevée, ses monographies ultérieures qui en monnayent pour ainsi dire la continuation reposent sur les textes de la prose védique, publiés et inédits, dépouillés dans leur totalité. On est en présence d'un des cas, plutôt rares dans le domaine du sanskrit, où l'on peut s'assurer de la fréquence absolue et de la fréquence relative d'un fait de langue donné.

La présente étude concerne les emplois du génitif et de l'ablatif avec les verbes de séparation; l'auteur a réuni tous les exemples où ces deux constructions figurent dans un contexte analogue: en sorte que cette étude illustre moins l'emploi en lui-même que l'équivalence syntactique qui en résulte.

Il semble en effet que l'expression linguistique se partage ici entre deux possibilités dont le choix est indifférent, et qui s'équilibrent à un degré rare. M. Oertel a groupé à part les passages décisifs où génitif et ablatif se succèdent dans des phrases ou des membres de phrase de structure identique; ceux aussi où tel texte a le génitif, tel autre l'ablatif dans le même cadre linguistique. Bien entendu, c'est l'ablatif qui est à sa place et qui seul est hérité; le génitif (qui d'ailleurs apparaissait en cet emploi dès la période des *mantra*, et qui dominera progressivement dans les textes post-védiques non soumis à la fixation pāṇinéenne) n'a guère pu s'introduire ici, comme le note M. Oertel, qu'à la faveur de l'emploi possessif: nombre de passages attestent immédiatement, s'ils sont pris en eux-mêmes, à quel point la notion de séparation et celle d'un régime possessif pouvaient être conçues comme équivalentes. Il faut observer aussi, pour expliquer la confusion syntactique, que dans une partie des finales, le génitif et l'ablatif n'avaient pas de forme distincte.

Des exemples clairement disposés par M. Oertel, il ressort que le génitif marque une légère préférence sur l'ablatif quand le nom s'accompagne d'un participe ou adjectif verbal (cf. l'opposition entre *tasya bhītasya* et *asmāt* ŚBKāṇva p. 6): ceci va rejoindre le fait, si bien étudié par M. Oertel lui -même dans

sa Syntax, que le génitif tendait beaucoup plus fortement que l'ablatif vers des emplois absolus ou semi-absolus, dès l'instant où il se manifestait à travers un nom verbal. En second lieu, l'ablatif prévaut dans les régimes de chose, le génitif dans ceux de personne (pour les cas du moins où le même verbe est susceptible des deux valeurs): ainsi l'opposition *asurāṇām* et *bhrātṛvyāt* K. p. 37, et les emplois avec *ādā-* et *vṛj-* où l'ablatif de la personne est pratiquement inconnu. On notera en revanche la prépondérance presque absolue, évidemment formulaire, du génitif *bhrātṛvyasya*. Enfin, si au pluriel on trouve plutôt l'ablatif, c'est le génitif qui l'emporte au duel. La lutte est surtout vive dans les pronoms démonstratifs où les échanges *asmāt*: *asya*, *tasmāt*: *tasya*, avec une préférence indéniable pour l'ablatif, sont particulièrement serrés.

Hors des pronoms, c'est d'une façon générale le génitif qui paraît le plus vivant; il est remarquable qu'il faille l'appui de l'adjectif *parāñc-* pour fixer l'ablatif régime d' *apakram-*, p. 7 note 3.

Aucune tendance ne se montre qui permette de vérifier la chronologie linguistique que divers autres faits ont obligé d'établir à l'intérieur des Brāhmaṇa.

Cette étude est exécutée avec l'ordonnance lumineuse, la sobriété parfois excessive dans la discussion et l'exactitude philologique qui caractérisent les travaux de M. Oertel.

Suzuki, Daisetz Teitaro: **An Index to the Lankavatara Sutra** (Nanjio Edition). Sanskrit-Chinese-Tibetan, Chinese-Sanskrit and Tibetan-Sanskrit. With a tabulated list of parallel pages of the Nanjio Sanskrit text and the three Chinese translations (Sung, Wei and T'ang) in the Taisho edition of the Tripitaka. 2nd rev. & enlarged ed. Kyoto: The Sanskrit Buddhist Texts Publishing Society [1934]. (VII, 499 S.) gr. 8°. Bespr. von Joh. Nobel, Marburg/Lahn.

Das Laṅkāvatāra-Sūtra gehört zu den Haupttexten des Nepalesischen Buddhismus und ist wegen seines Inhaltes von besonders großer Wichtigkeit. Der Sanskrittext ist i. J. 1923 erschienen. Bereits früher (OLZ 1934, Sp. 756—763) konnte ich auf sehr wichtige textgeschichtliche Dinge aufmerksam machen, die sich weniger aus dem Sanskrit, als in weit höherem Maße aus den 3 chinesischen Übersetzungen dieses Sūtra ergeben. Gerade die Verworrenheit des Sanskrittextes und der starke Mangel eines systematischen Aufbaues mußten dazu anregen, der textgeschichtlichen Überlieferung des Laṅkāvatāra nachzugehen. Man käme auf diese Weise sicherlich zu interessanten Ergebnissen, die den Text in einem anderen Lichte erscheinen lassen dürften, als er sich uns in der Sanskrit-Überlieferung darbietet. Es ist von entscheidender Wichtigkeit, daß die älteste chinesische Übersetzung, die Guṇabhadra i. J. 443 n. Chr. angefertigt und die bereits starke Überarbeitungen des Originals erkennen läßt, ein großes Textstück am Anfang und auch den ganzen umfangreichen Schlußteil der Gāthās nicht enthält. In Guṇabhadras Version kommt der Name des Rāvaṇa, auch in der Form Laṅkādhipati, Rākṣasādhipati oder ähnlich überhaupt nicht vor, und auch sonst wird man für die Beurteilung des Textes und seiner Überlieferung interessante Einzelheiten finden.

Der vorliegende Indexband berücksichtigt außer dem Sanskrit-Original und den 3 chinesischen Übersetzungen (Guṇabhadra, 443 n. Chr., Bodhiruci, 513 n. Chr., und Śikṣānanda, 700—704 n. Chr.) auch die umfangreiche tibetische Version, die bisher nicht herausgegeben worden ist. Die Arbeit Suzukis ist mit größter Sorgfalt durchgeführt und enthält, bedeutungslose Worte ausgenommen, alle Belegstellen. Gegenüber der 1. Aufl. des Werkes, die 1933 erschienen ist (diese war mir nicht zugänglich), bedeutet die 2. Aufl. einen sehr großen Fortschritt, da in ihr auch ein Index Chinesisch-Sanskrit und ein Index Tibetisch-Sanskrit aufgenommen sind. Erst diese beiden Glossare geben der gründlichen Arbeit des Herausgebers einen Wert, der wesentlich über den engeren Rahmen des Laṅkāvatāra hinausgeht. In allererster Linie sind für eine kritische Ausgabe der so schlecht überlieferten buddhistischen Sanskrittexte die Entsprechungen vom Tibetischen zum Sanskrit notwendig, weil man dadurch in vielen Fällen auf die richtige Lesart der durch die Redaktoren mitunter stark veränderten Texte geführt wird. Die Entsprechungen Chinesisch-Sanskrit sind zwar auch äußerst wichtig, doch nicht in dem Maße wie die tibetischen, weil die Chinesen die Sanskrit-Vorlagen mit ziemlich großer Freiheit und in Zweifelsfällen oft ganz ungenau und großzügig behandelten.

Die philologische Arbeit der tibetischen und chinesischen Übersetzungskommissionen ist noch eingehender Untersuchungen wert. Es wären die Systeme herauszufinden, nach denen jene die Texte übersetzt haben. Die Genauigkeit, mit der die Tibeter vorgegangen sind, ist geradezu erstaunlich. Die Technik der Übersetzung ist für die einzelnen Texte durchaus nicht gleich. Bei einem bestimmten Text allerdings läßt sich die konsequente Durchführung eines Übersetzungssystemes leicht feststellen, wenn auch bei Übersetzungen gewisser Ausdrücke und syntaktischer Verbindungen gelegentlich doch auf offenkundigen Versehen beruhende Abweichungen unterlaufen. Auch im Chinesischen lassen sich hier mancherlei Unterschiede aufzeigen. Es sei nur an die Umschreibung der Dhāraṇīs erinnert, die in einem Text so, im andern wieder anders gehandhabt wird. Eine Vermengung der verschiedenen Transkriptionssysteme ist verfehlt

und erweckt den Eindruck eines heillosen Durcheinander.

In der kritischen Bearbeitung der wichtigen buddhistischen Sanskrittexte, die zu einem großen Teil bisher nur in den Handschriften zugänglich sind, die zu den wertvollen Schätzen der Bibliotheken in Cambridge, Oxford, London und Paris gehören, stehen wir noch ganz in den Anfängen. Für alle derartigen Arbeiten wird das vorliegende, übersichtlich angeordnete Werk des gelehrten Japaners ein unentbehrliches Hilfsmittel sein.

Credner, Prof. Dr. Wilhelm: **Siam. Das Land der Tai.** Eine Landeskunde auf Grund eigener Reisen und Forschungen. Stuttgart: J. Engelhorns Nachf. 1935. (XVI, 422 S., 12 Ktn., 32 Taf., 27 Textabb., 1 Tab.) gr. 8° = Bibliothek länderkundlicher Handbücher, hrsg. von A. Penck. RM 27.50; geb. 30 —. Bespr. von R. von Heine-Geldern, Wien.

Das Buch faßt die Ergebnisse einer vom Verfasser in den Jahren 1927 bis 1929 unternommenen Reise und nachfolgender gründlicher Literaturstudien in sehr glücklicher Weise zusammen und kann ohne weiteres als die gegenwärtig bei weitem beste Landeskunde Siams bezeichnet werden. Ich fühle mich nicht berufen, über die ersten Abschnitte, die den geologischen Bau und die Oberflächengestaltung, Klima, Wasserhaushalt, Böden und Naturlandschaft behandeln, ein Urteil abzugeben. Soweit ich als Laie (zum Teil jedoch auf Grund eigener Kenntnis hinterindischen Gebietes) meinen Eindruck wiedergeben darf, scheinen mir diese Abschnitte von der gleichen Vorzüglichkeit wie die folgenden, die das Verhältnis zwischen Mensch und Landschaft erörtern. Die Darstellung, die der Verfasser in dem Abschnitt über „die Völker Siams und ihre Lebensformen" von der Gliederung und Verteilung der Völker, von dem „Rassenbild", „Sprachenbild" und „Wanderungsbild" gibt, ist ganz ausgezeichnet. In äußerst prägnanter und anschaulicher Weise werden Lebensformen, Lebensraum und Dynamik der primitiven Jäger-, Fischer- und Sammlervölker, der Waldhackbauer, Berghackbauer und der Kulturvölker der Ebenen geschildert. Neu und besonders glücklich ist die Unterscheidung zwischen Waldhackbauvölkern und Berghackbauvölkern, wobei letztere einwandfrei als die für Siam jüngste Völker- und Kulturschicht nachgewiesen werden. Schon vor mehr als dreißig Jahren hatte Girard gezeigt, daß in Tongking die ethnographische Verteilung der einzelnen Völkerschaften sich an ganz bestimmte absolute Höhenlagen anschließt, wobei die ältesten Einwohnerschichten die Ebenen und Täler, später zugewanderte Stämme die mittleren Höhen, die zuletzt eingewanderten Miao die Höhen über 1200 m innehaben[1]. Ähnliche Verhältnisse fand nun Credner in Siam. Die Südwanderung der aus China kommenden Berghackbauvölker, an der Miao, Yao, Lahu und Lisu teilnehmen, dauert hier noch immer an. Credner konnte feststellen, daß die Miao die Grenze ihres Verbreitungsgebietes innerhalb von vierzig Jahren um 380 km nach Süden verschoben haben. Damit wird hoffentlich die alte, aber grundfalsche Vorstellung, die Bergvölker Hinterindiens seien die in die Gebirge „verdrängten" Reste älterer Bevölkerungsschichten, endgültig verschwinden, eine Vorstellung, auf deren Unhaltbarkeit ich schon vor Jahren in der Buschanschen Völkerkunde hingewiesen habe. Was ich damals angedeutet habe, daß es sich auch bei den alteinheimischen, nicht erst in jüngerer Zeit eingewanderten Bergstämmen nicht um „Verdrängung" handelt, sondern um ein „Übrigbleiben" jener Bevölkerungsteile, die nicht von dem Prozeß der allmählichen Verschmelzung zu Kulturvölkern ergriffen worden sind, wird von Credner sowohl für Hinterindien als für Südchina noch viel klarer und deutlicher ausgesprochen. Auch der Wandertypus der die Tallandschaften durchziehenden und besiedelnden Thai — ganz verschieden von dem der Bergvölker — ist bis auf die zum Teil anfechtbaren zeitlichen Ansätze gut herausgearbeitet, ausgezeichnet auch die Charakterisierung der Thai-Kultur und der Rolle, die die Chinesen im Leben des Landes spielen.

Ganz hervorragend gelungen ist der Abschnitt „Landschaft und Wirtschaft". Die verschiedenen Zweige der Wirtschaft — Reisbau und sonstiger Pflanzenbau, Viehzucht, Forstwesen, Bergbau, Handel, Verkehrswesen — hätten nicht umfassender und anschaulicher dargestellt, die treibenden Kräfte nicht besser herausgearbeitet werden können. Zu sehr verallgemeinernd ist allerdings die gelegentliche Bemerkung, daß „die Mongoliden des festländischen Hinterindien auf die Anlage von Terrassenfeldern an stärker geneigten Hängen verzichten". Ich habe selbst in Oberbirma solche Terrassenfelder gesehen. Auch an die kunstvollen Terrassenfelder der Angami und anderer Nagastämme ist zu erinnern.

In einem „Staat und Kultur" überschriebenen Abschnitt werden die Prinzipien der Staatenbildung und ihre landschaftlichen Grundlagen, Entwicklung und Charakter des

---

1) H. Girard, Les tribus sauvages du Haut-Tonkin, Mans et Méos (Paris 1904).

siamesischen Staates, die religiösen Grundlagen der siamesischen Kultur, die Kultbauten in der Landschaft und die Beziehungen Siams zu Europa, China und Japan erörtert. Der letzte Abschnitt endlich bringt treffende Schilderungen der siamesischen Siedlungsarten, der Dörfer, Märkte und Städte.

Der Wert des Buches wird durch die zahlreichen, mit großer Sorgfalt ausgewählten Abbildungen und eine Reihe sehr aufschlußreicher Karten, sowie durch ein 336 Nummern umfassendes Literaturverzeichnis wesentlich erhöht.

Gerade das Lob, das dem Buche Credners in reichem Maß gespendet werden muß, legt dem Rezensenten die Pflicht auf, auch jene Punkte nicht unerwähnt zu lassen, die zur Kritik herausfordern. Nicht sehr glücklich ist zum Teil die Behandlung der Geschichte, besonders der Frühgeschichte. Der Verfasser scheint sich hier zu sehr auf einige Autoren verlassen zu haben, die der chinesischen sowohl als der siamesisch-laotischen Überlieferung nicht mit genügender Kritik gegenüberstanden. So findet man die Behauptung, die Thai ließen sich auf chinesischem Boden bis ins 3. Jahrtausend v. Chr. zurückverfolgen, ja sie seien damals schon Pflugbauern gewesen (S. 147, 178, 182). Daß „indische Kolonisten brahmanischer Abkunft" schon „etwa vom 3. vorchristlichen Jahrhundert ab" in Hinterindien Fuß gefaßt hätten, wie der Verfasser meint, und daß „wir seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. mit buddhistischem Einfluß in Siam wie im übrigen Hinterindien rechnen dürfen", ist gewiß nicht ganz ausgeschlossen — aber wir wissen darüber jedenfalls nicht das Geringste. Vorläufig sind Beziehungen zwischen Vorder- und Hinterindien nicht vor dem 1. Jahrhundert n. Chr. nachweisbar. Angkor Tom hat nicht, wie der Verfasser meint, seine Ausgestaltung im 9. Jahrhundert erhalten, sondern wie wir jetzt durch die Forschungen Ph. Sterns, Coedès' und Goloubews wissen, in der zweiten Hälfte des 12. Das Reich Nan-tshao wurde von Kublai Khan nicht „auf seinem Heereszug nach Birma" vernichtet. Dieser Heereszug fand vielmehr erst dreißig Jahre nach der Eroberung Nan-tshaos statt. Es ist auch nicht richtig, daß die Lao bereits im 6. Jahrhundert das Reich Lamphun gegründet hätten, und daß im 11. Jahrhundert „die Lao des Staates Lampun mit den Mon-Kmer (sic) der Herrschaft Lopburi Krieg führten". Lamphun oder Haripuñjaya war vielmehr, wie Coedès gezeigt hat, bis zu seiner Eroberung durch die Lao gegen Ende des 13. Jahrhunderts ein Staat der Mon[1]. Die Menam-Ebene wurde von den Thai nicht im 12., sondern erst im 13. Jahrhundert erobert. Überhaupt ist allen Nachrichten über das Vorhandensein von Thai auf heute siamesischem Boden vor dem 13. Jahrhundert vorläufig mit großer Skepsis zu begegnen. Die Bezeichnung Nord-Lao für die Yun statt des üblichen West-Lao entspricht nicht den Tatsachen, da diese ja nicht nördlich, sondern westlich von den Ost-Lao wohnen. Die Bezeichnung „Mon-Khmer", die etwa den Bezeichnungen „Indogermanen" oder „Tibetobirmanen" entspricht, sollte nur verwendet werden, wo von der Gesamtheit de betreffenden Völker- oder Sprachgruppe die Red ist, nicht aber für die beiden Einzelvölker der Mo und der Khmer. In den meisten Fällen, in dene Credner sie gebraucht, sollte sie durch „Mon un Khmer" oder durch Mon allein ersetzt werden. Übe haupt kommt die geschichtliche Rolle der Mon i Siam gegenüber der der Khmer, unter deren Obe hoheit die Menam-Ebene ja erst seit dem 10. od 11. Jahrhundert stand, nicht genügend zur Geltun Auch über die Begriffe „austronesisch" und „indo nesisch" scheint sich der Verfasser nicht ganz kla zu sein, wenn er (S. 143) erklärt, daß in Siam unte den Sprachgruppen des austrischen Sprachstamm bloß „die austroasiatische und austronesische vo Bedeutung sind, während die Verbreitungsgebiet der übrigen Gruppen dieses Stammes, die indo nesische, melanesische und polynesische, außerhal unseres Gebietes in der östlichen Insulinde und i der Inselflur Ozeaniens liegen". Wenig glücklich is zum Teil die Schreibung der geographischen un Völkernamen. Schreibweisen wie Kmer, Ka, Ta statt Khmer, Kha und Thai (für Siamesen und Lao für die nördlichen Zweige der Gruppe, Schan usw ist die Schreibung Tai berechtigt) sind abzulehne

Um keinen unrichtigen Eindruck zu e wecken, möchte ich noch einmal ausdrücklic betonen, daß es sich bei allen diesen Punkte bloß um Nebensächlichkeiten handelt, die de Wert des Buches in keiner Weise zu beein trächtigen vermögen. Dieses gehört vielmeh zu den allerbesten, die in deutscher Sprach über Hinterindien vorliegen, und verdient eine Platz unter den klassischen Werken der Län derkunde.

1) G. Coedès, Documents sur l'histoire politique et religieuse du Laos occidental, Bulletin de l'École Française d'Extrême-Orient XXV (1925). Diese sehr wichtige Arbeit fehlt übrigens im Literaturverzeichnis.

Ostasien.

Huebotter, Prof. Dr. Fr.: Die Sutra über Empfängn und Embryologie, übers. u. eingeleitet. Tokyo Deutsche Gesellsch. f. Natur- u. Völkerkunde Ost asiens; u. Leipzig: O. Harrassowitz 1932. (26 S gr. 8° = Mitteil. d. Deutsch. Gesellsch. f. Natu u. Völkerkunde Ostasiens, Bd. XXVI, Teil C RM 2 —. Angez. v. Walter Simon, London.

F. Huebotter gibt eine sehr zu begrüßende erst malige Übertragung des *Bau tai ging* 胞胎經 (Nr. 317 des Taishō-Tripiṭaka, welche Ausgabe der Übersetzer indes nicht vorlag). H. selbst betont daß es ihm in erster Linie um den medizinische Inhalt der (sic!) Sūtra zu tun gewesen sei. Es bleib trotzdem bedauerlich, daß die von ihm selbs zitierten Bemerkungen Bunyū Nanjō's ihn nicht z einem Vergleich mit der späteren Übersetzun im *Da bau dsi ging* 大寶積經 (*Mahāratnakūṭa Sūtra* Nr. 13 = Taishō-Tripiṭaka Nr. 310, 1 sowie mit der inhaltsverwandten Nr. 14, di aus dem *Mūlasarvāstivāda-Vinayakṣudrakavast* (Kap. 11/12; Taishō-Tripiṭaka Nr. 1451) übernom men wurde, veranlaßt haben, ganz abgesehen da von, daß entgegen Bunyū Nanjō, der sich auf da *Dschī-yüan-lu* stützt, zu letzteren beiden Sūtre auch tibetische Übersetzungen im Kanjur[1] vo

1) Die erste Notiz hierüber — auf den Abschnit im Vinayakṣudrakavastu bezüglich, s. P. Pellio a. a. O. — liegt jetzt gerade 100 Jahre zurück Csoma de Kőrös in „Asiatic Researches" XX (183 S. 88 (Übers. v. Léon Feer, Annales du Musée Gu

liegen[1]. Entgangen sind H. leider die sehr wichtigen Bemerkungen zu seinem Sūtra von Paul Pelliot (Journal Asiatique, Juillet-Août 1914, S. 122ff.) und die dadurch angeregte Untersuchung von Fräulein Marcelle Lalou (ebda, Octobre-Décembre 1927, S. 235 u. 240ff.).

Wells, Wilfried H.: **Perspective in early Chinese Painting.** London: Edward Goldston 1935. (64 S.) gr. 8°. 5 s. Bespr. von L. Reidemeister, Berlin.

Die Untersuchung des Verfassers erstreckt sich von den Steingravierungen der jüngeren Han-Zeit bis zur Rolle des Ku K'ai-chih im British Museum, d. h. vom 2. bis zum 4. Jahrhundert. Sie fußt im wesentlichen auf dem Material, das wir Eduard Chavannes (Mission archéologique dans la Chine septentrionale, Paris, 1909—15) verdanken, und auf den Forschungen Otto Fischers (Chinesische Malerei der Han-Dynastie, Berlin 1931) und Ludwig Bachhofers (Die Raumdarstellung in der Chinesischen Malerei des ersten Jahrtausends, Münchner Jahrbuch, Bd. 8). In dem Titel vermissen wir die Anführungsstriche. Wie eine frühere Studie des Verfassers in der Ostasiatischen Zeitschrift sollte er lauten: „Perspective" in early Chinese painting, denn Wells hat es sich zur Hauptaufgabe gesetzt nachzuweisen, daß bei diesen Frühwerken chinesischer Malerei von einer Perspektive in unserem Sinne keine Rede sein kann. Der Verfasser hat sicherlich recht mit der Feststellung, daß vieles, was unserem europäischen Auge als perspektivische Darstellung erscheinen könnte, wie z. B. die Wagen, die in einer kombinierten Form von Aufriß und Schrägansicht wiedergegeben sind, nur so dargestellt wurde, um den Gegenstand zu erklären und möglichst viel über sein Aussehen auszusagen. Und doch liegen unbewußt in diesen unkonsequenten Darstellungen die Wurzeln zur Eroberung des Tiefenraumes, wenn auch ohne Berücksichtigung des Beschauers im Sinne des Westens. Außerdem sind die Fortschritte, die der chinesische Künstler in den drei Jahrhunderten in dieser Hinsicht gemacht hat, zu wenig betont. Hier wäre ein etwas engerer Anschluß an Bachhofer angezeigt gewesen. — Ob dieses etwas akademische Essay unbedingt die Form einer selbständigen Broschüre erfordert hätte, muß uns zweifelhaft erscheinen, zumal die Abbildungen so unzureichend sind, daß die Schrift ohne die Heranziehung der oben erwähnten Literatur nicht mit Nutzen gelesen werden kann.

Kelling, Rudolf: **Das chinesische Wohnhaus.** Mit einem II. Teil über das frühchinesische Haus unter Verwendung von Ergebnissen aus Übungen von Conrady im Ostasiatischen Seminar der Universität Leipzig von Rud. Kelling u. Bruno Schindler. Tokyo: Deutsche Gesellsch. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens, in Komm. O. Harrassowitz, Leipzig 1935. (IX, 128 S., 107 Abb., 3 Taf.) gr. 8° = Suppl. d. Mitteil. d. Dt. Ges. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens, XIII. RM 10—. Bespr. von Anneliese Bulling, Berlin.

Bei dem bisherigen Mangel an Literatur über die Geschichte der chinesischen Architektur und besonders auch des chinesischen Hauses kann der Versuch des Verfassers nur dankbar begrüßt werden.

Der erste Teil dieses Buches — „Das chinesische Wohnhaus von heute" — gibt zuerst die Vorbedingungen sowohl spiritueller wie ritueller Art, die einem Bau vorangehen. Die geistige Haltung der Chinesen dem Bauvorhaben gegenüber, die nicht etwa nur durch praktische Notwendigkeiten, sondern vielmehr durch die Frage nach den glücklichen Auspicien des Platzes, des Baubeginns oder andere Glück oder Unglück verheißende Voraussetzungen bedingt ist, wird klar herausgearbeitet. Besonders angenehm ist auch die Übersetzung kleinerer Erzählungen als Beispiel für die Art und Anwendung des Fêng-shui und des Hsiang chai 相宅 der „Physionomik des Hauses". Letzteres hat weniger mit dem Neubau als solchem zu tun, als mit dem Unglück oder Glück, das den einzelnen Häusern anhaften kann, und das scheinbar oft an einer unrichtigen Ausbalancierung von Größe und Belastung der Erde durch den Bau (ähnliches findet sich bei den Mongolen), oder durch ein falsches Verhältnis des Standes des Besitzers zur Größe des Hauses ausgelöst wird. Wir möchten allerdings hinzufügen, daß dem Hsiang chai doch wohl nicht eine so große Bedeutung zukommt, wie der Verfasser glaubt, da der strenge Konfuzianismus sich zu allen Zeiten dagegen erklärt hat, und es als Irrlehre verdammte.

Das zweite Kapitel gibt in einer Übersicht über die Grundtypen der chinesischen Hausanlagen vom einfachsten Haus bis zum komplizierten Wohnhauskomplex einen guten Begriff von der Struktur des Wohnbaues überhaupt.

Der Bauvorgang eines Hauses, beginnend mit den Vorarbeiten — dem Fêng-shui, den Opfern und der Dämonenabwehr — bis zur Dachaufsetzung ist außerordentlich interessant

---

met II [1881], S. 193). Vgl. jetzt hierzu auch Sakurabe Bunkyō in seinem „Comparative Analytical Catalogue of the Kanjur Division of the Tibetan Tripitaka ... (Publ. by the Ōtani Daigaku Library), Kyōto 1930—1932, S. 239 u. 230.

1) Eine japanische Übersetzung dieser beiden Sutren gibt Nagai Shinken im dritten Band seiner Übertragung des *Da bau dsi ging* (*Kokuyaku-issaikyō, Hōshaku-bu* [Tōkyō 1931]).

zu verfolgen. Der Verfasser geht als praktischer Architekt auf die Handwerks- und Konstruktionsmethoden ein. Der Bau ist meist reiner Holzbau mit ausgefachten Wänden und verlangt einen hohen Standard der Zimmermannsgeschicklichkeit. So ist es sehr wichtig, hier einmal von fachmännischer Seite in das System der komplizierten Kragkonsolen und in die Schwierigkeiten einiger Dachkonstruktionen eingeführt zu werden.

Dann werden die einzelnen Räume des Hauses, Ahnenhalle, Bibliothek, Schlafzimmer, Küche usw. genau mit allem Zubehör beschrieben.

In dem Kapitel über Ornamentik wird versucht die historische Entwicklung des chinesischen Ornaments klar zu legen. Dem Verfasser ist gar manches aus der kunsthistorischen Literatur der letzten Jahre über die Ornamentik entgangen, Chou,- Han,- T'ang- und Sung-Ornamente werden nicht genügend auseinandergehalten.

Ein Abschnitt ist den chinesischen Möbeln gewidmet, er gibt eine Zusammenstellung der verschiedenen Möbel und enthält einige interessante Hinweise auf die Entwicklung des chinesischen Tisches. Sonst gibt dieses Kapitel über die in Japan und in den letzten Jahren auch in Frankreich erschienene Literatur[1] hinaus wenig Neues über die chinesischen Möbel.

Am Schlusse des ersten Teiles folgt dann noch eine sehr lebendige Beschreibung des im Völkerkunde-Museum in Leipzig ausgestellten Modells einer Chinesischen Hausanlage.

So gibt der erste Teil des Buches ein abgerundetes Bild der chinesischen Art zu wohnen, für die wir dem Verfasser außerordentlich dankbar sein müssen, da gerade die Schwierigkeiten für einen Nicht-Chinesen in die Wohnanlagen hineinzukommen um systematische Untersuchungen zu machen, ungeheuer groß sind. Die Chinesen selbst aber haben bisher gerade über dies Gebiet nicht gearbeitet. Es gibt in der ganzen ostasiatischen Literatur nur ein kleines japanisches Buch, etwa aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts[2], das Hausanlagen, Möbel und Gebrauchsgerät der Chinesen beschreibt.

Nur lassen sich bei dem Titel des ersten Teiles des Buches — „Das chinesische Haus von heute" — einige Bedenken über die Richtigkeit dieses Zeitbegriffs nicht unterdrücken. Die Abbildungen der Gebälkkonstruktionen sind fast alle dem Ying-tsao-fa-shih entnommen, also einem Buch, das aus der Sung-Zeit stammt. Wenn auch das Festhalten am Alten in China immer stärker war als in Europa, so ist doch unbedingt anzunehmen, daß die chinesische Architektur sich in all den Jahrhunderten gewandelt hat, und besonders ist es sicher, daß gerade die Gebälk- und Konsolenkonstruktion einen häufigen Stilwandel erfahren hat. Die Wichtigkeit der Konsolen wird in der chinesischen Architekturliteratur immer besonders hervorgehoben. Da an sie keinerlei kultische oder sonstige Bindungen geknüpft sind, kann in ihnen der Gestaltungswille sich am leichtesten kristallisieren, und so bilden gerade sie eine Handhabe, den zeitlichen Ablauf zu verfolgen.

Der zweite Teil des Buches unternimmt die interessante Aufgabe nach der ältesten chinesischen Hausform zu forschen, soweit wir darüber aus den Texten etwas erfahren können. Dieser Teil ist sehr lehrreich und eine besonders sorgfältige Arbeit. Er verdient nicht nur von Sinologen und Kunsthistorikern gelesen zu werden, sondern gibt auch der ethnologischen Forschung manchen Fingerzeig. Zuerst wird eine Erklärung der primitivsten Formen des Hauses aus den Schriftzeichen versucht nach dem Ku-chou-pien, um dann die bekannte Textstelle aus dem Li-ki über die beiden ersten Stadien des Hausbaues, „Erdhöhlen im Winter und Reisignester im Sommer", damit zu verbinden.

Die im Shih-king gegebene Beschreibung einer Höhle, die die Form eines Brennofens gehabt haben soll, mit den aus den Lößwohnungen in Shansi allmählich entwickelten Freiwohnungen zu vergleichen (S. 84f.), scheint insofern irrig, als es sich in diesen Gegenden meist um in einen Bergabhang hineingearbeitete Höhlen handelt, während es sich bei den Textstellen im Shih-king wahrscheinlich um eine in den Boden gesenkte Höhle handelt, wie sie uns auch aus den Ausgrabungen in An-yang[1] bekannt sind, und die gerade die Form des Brennofens aufweisen.

Dann stellt der Verfasser in systematischer Weise alle Textstellen zusammen, die irgend Aufschluß geben über das Baumaterial, die einzelnen Teile des Hauses, Einrichtungsgegenstände, Außenanlagen, Nebengebäude usw.

1) Odilon Roche: „Les meubles de la Chine", Paris; Maurice Dupont: „Les meubles de la Chine", Paris, deuxième série.

2) Shinzuku Kibun: „Chinesische Sitten und Gebräuche, Abt. Wohnungseinrichtungen" 清俗紀聞 „居家".

1) Academia Sinica. The National Research Institute of History and Philology. Preliminary Reports of Excavations at Anyang, Heft II, S. 257, von Chang Wei-jan. An-yang fa-chüeh pao-kao. 安陽發掘報告.

Eine unendliche Fülle von Material. Ein gutes Schlaglicht auf die Schwierigkeit der Rekonstruktion nach Texten wirft die Anmerkung von Herrn Dr. Schindler (S. 87, Anm. 1) über die Unsicherheit der alten Maße, in diesem Fall des 雉 *chih* und 都 *tu*, deren Maßangaben in den Wörterbüchern variieren. Der Verfasser kommt zu einer einleuchtenden Annahme von *tu* gleich 10 Raummetern und *chih* gleich 50 Raummetern.

Bei der Materialzusammenstellung über das Haus wird sehr eingehend auf die Frage der Bedeutung der Hausecken eingegangen. Der Wohnraum ist zugleich Kultraum und den Ecken kommt eine rituelle Bedeutung zu. Besonders interessant sind die Rückschlüsse, die aus der Bedeutung der Südwestecke, des heiligsten Winkels des Hauses, gezogen werden (S. 95). Der Verfasser nimmt an, daß diese Ecke 奥 *ao* wahrscheinlich einer Gottheit des Herdes geweiht war und schließt daraus, daß das Haus ursprünglich Eigentum der Frau gewesen sei, denn nach Confuzius' Aussage war die Herdgöttin eine Frau. Ihr durfte auf dem Getreideherd nur von Frauen geopfert werden. Neben diesem Herd zum Getreidekochen gab es noch einen Fleischherd, der wiederum nur vom Manne bedient werden durfte.

Das Material über Einrichtungsgegenstände — *k'ang*, Matten, Fackeln, Sitzbänke usw. — ist erstaunlich reichhaltig.

Für die Erläuterung der Wohnanlagen wird das Gedicht des Shih-king aus den ersten Jahren des Königs Hsüan (nach 825 v. Chr.) herangezogen. Der Verfasser fragt sich, ob nicht der Begriff des „fliegenden Fasans" mit dem der „fliegenden Ecken 飛昂" (gleich Dachaufbiegungen) gleichzusetzen sei und weist dann auf die vielen Stellen hin, wo wahrscheinlich lange vor der buddhistischen Zeit in den Texten von Dachaufbiegungen die Rede ist (S. 104). Der ersten Hypothese können wir nicht zustimmen, da aus der Han-Zeit Darstellungen nachzuweisen sind, auf denen Bronzefasanen als Schmuck der Dächer zu sehen sind[1]. Um so mehr geben wir dem Verfasser bei seiner zweiten Vermutung recht, daß Dachaufbiegungen lange vor dem Eindringen des Buddhismus in China bekannt waren, zumindest sind wir jetzt in der Lage, Beispiele für Dachaufbiegungen in der Han-Zeit beibringen zu können[2].

1) Ars Asiatica. Bd. II. Six monuments de la Sculpture Chinoise par Eduard Chavannes, Paris 1914. „Une nouvelle dalle gravée de l'époque des Han". Planche I u. VI.

2 a) Mission Archéologique en Chine (1914) „L'art funéraire à l'époque des Han." Victor Segalen, Gilbert de Voisins et Jean Lartique. Paris, 1935. S. 258.

Dann folgt eine Zusammenfassung aller Textstellen über andere Baulichkeiten, — Konstruktionsteile und Bezeichnungen mit genauen Textangaben und dem Versuch die Bedeutung, die den einzelnen Gebäuden anhaftet, sei es aus kultischen oder aus praktischen Gründen, zu erkennen.

So kann man von diesem sinologischen Teil sagen, daß er eine umfassende Zusammenstellung aller auf den Hausbau bezüglichen frühen Textstellen gibt. Aber auch darüber hinaus ist eine solche Arbeit aufschlußreich, da sie verschiedene kulturhistorisch wichtige Einblicke in die Frühzeit gestattet. Besonders ist natürlich dieses Buch als Grundlage weiterer Forschungen über die Entwicklung der chinesischen Architektur von Wichtigkeit.

Ein chinesisch-deutsches Bauwörterbuch ist beigefügt und bedeutet einen wesentlichen Bestandteil der ganzen Arbeit, der besonders von allen denen, die erst beginnen sich in die chinesischen Architekturtexte einzulesen, freudig begrüßt werden wird.

Wou, P.: La Vérité sur la Mandchourie. Préface de M. Ch. Rousseau. Paris: Éditions A. Pedone 1936. (X, 291 S., 1 Kte.) gr. 8°. 45 Fr. Bespr. von Jos. Mullie, Leuven/Louvain.

In dieser wichtigen Arbeit finden wir alle juristischen Urkunden gesammelt, welche die mandschurische Frage betreffen. Damit hat der Verf. dem Leser den Weg geebnet, die Sachlage klar zu erkennen.

In Buch I (S. 1—84) führt der Verf. die geschichtlichen und juristischen Tatsachen auf, aus denen sich nach seiner Überzeugung ergibt, daß China bereits seit dem grauen Altertum ein gutes Recht auf die gesamte Mandschurei besitzt. Man wird nun gewiß zugestehen, daß das Reich Yen bereits einige Jahrhunderte v. Chr. den südlichen Teil der Mandschurei erobert hatte und dieser Landstrich seitdem fast immer in einem gewissen Ausmaße, mehr oder weniger unmittelbar, von China verwaltet wurde. Es ist aber wohl doch noch eine andere Frage, ob die Verhältnisse auch für den Norden der Mandschurei ebenso sind. Denn der Norden der Mandschurei (Kirin, Heilungkiang), ja sogar die Provinz Jehol, war immer von China unabhängig, der chinesische politische Einfluß war dort nie mehr als nominell. In den nördlichen Gebieten der heutigen Mandschurei waren die barbarischen Ureinwohner nicht seit alters sinisiert. Denn erst seitdem die in Kirin

b) Anneliese Bulling: „Die chinesische Architektur von der Han-Zeit bis zum Ende der T'ang-Zeit." Bibliothèque Sino-internationale. Genf 1936.

c) Maspero: „La vie privée à l'époque Han", Revue des Arts Asiatiques, VII (1931/32), S. 185.

beheimateten Mandschustämme die chinesischen Beamten aus dem südlichen Teile der Mandschurei vertrieben und ein Reich gegründet hatten, das nicht nur die ganze Mandschurei, sondern auch China, die Mongolei, Tibet und Turkestan unter einer einzigen Verwaltung vereinigte, begann unter dieser Mandschudynastie eine neue Einwanderung von Chinesen in die Mandschurei, die erst den Süden und später in unaufhaltsamem Vorrücken allmählich auch den Norden des Landes vollständig sinisierte.

Die Mandschurei von China abzutrennen, sagt der Verf. jedenfalls, ist in jeder Hinsicht, geschichtlicher sowohl wie ethnologischer, nicht zu rechtfertigen, und „ökonomisch haben wir Chinesen dort größere Rechte als die Japaner". Wird von diesen geltend gemacht, daß die Mandschurei Kronbesitz mit eigenen Rechten gewesen sei, so gesteht der Verf. diesem Einwande keine Beweiskraft zu, denn er meint, die theokratische Idee des chinesischen Reiches, nach der die ganze Welt als dem chinesischen Kaiser untertänig aufgefaßt wird, läßt keinen Raum für solch einen „Nebenstaat" mit eigenen Rechten des Kronbesitzes. Was soll man aber dann sagen, wenn auch Japan dieselben theokratischen Ansprüche geltend machte?

Des weiteren führt der Verfasser aus, daß es in der Mandschurei niemals eine Bewegung „Los von China" aus eigenem Antriebe gegeben hat, auch nicht unter Tschang Tso-lin. Auch boten nach dem Verf. weder der Vertrag vom 22. Dezember 1905 noch die Übereinkunft vom 25. Mai 1915 den Japanern eine juristische Grundlage, die Mandschurei zu besetzen. Denn jenem sei kein geheimes Protokoll angeschlossen gewesen, welches China verboten hätte, Eisenbahnen parallel den Linien Harbin-Mukden und Mukden-Tientsin zu bauen, und diese Grundlage sei als ungültig zu verwerfen.

In Buch II (S. 85—142) will der Verf. beweisen, daß China übervölkert ist und es die Mandschurei notgedrungen braucht, um seine überzähligen Bauern dorthin zu verpflanzen, während die japanische Einwanderung nach der Mandschurei für Japan keineswegs so unerläßlich wie für China, ja nicht einmal vorteilhaft für Japan sei, könnten doch die Japaner im ökonomischen Wettstreite mit den Chinesen nicht obsiegen.

In Buch III (S. 143—182) berichtet der Verf., wie Japan unter dem falschen Vorgeben, seine Eisenbahn Mukden—Tschangtschun (長春) sei angegriffen worden, seine kontinentale Politik rasch durchführte, Mukden besetzte (19. Sept. 1931) und die ganze Mandschurei unterjochte, wie die ganze Staatsverwaltung, Zoll, Post und Telegraph ungeachtet der Rechte der fremden Beamten mit Gewalt von den Japanern übernommen wurden. Er führt weiter aus, daß das Mandschureich nicht von Mandschuren, sondern von echten Japanern regiert wird, die, keine Rechte der Chinesen anerkennend, Bergwerke, Goldgruben und große Ländereien beschlagnahmt haben.

Am Schluß seines Buches fragt der Verf., was die Zukunft der Mandschurei sein werde. Unter Beibringung von Belegen antwortet er auf diese Frage, daß die japanische Eroberung der Mandschurei unrechtmäßig sei wie auch die Gründung und Anerkennung dieses neuen Staates. Es ist aber nicht leicht, sich zu denken, wer und was nun ein Land retten sollte, das im überzeugten Bewußtsein seiner kulturellen Suprematie so lange Zeit nicht zu Taten erwachte, während vor seinen Toren eine junge Nation rasch zur Höhe militärischer Stärke emporstieg.

Man muß es bedauern, daß die lateinische Umschrift der chinesischen Namen in diesem Buche so stark von der gewohnten Schreibweise abweicht und vielfach irrig ist. Die Wahl des neuen Namens „Man-tschou" (17. Jh.) hat keine große juristische Bedeutung. Auch sonst wird man dem Verf. nicht in jedem Punkte ganz beistimmen. Nicht alle Empörer in der Mandschurei sind heute Patrioten, diese Gegenden wurden zu allen Zeiten von echten Banditen verpestet. Und wenn auch die treibendsten Ursachen der chinesischen Auswanderung nach der Mandschurei Überschwemmungen und Hungersnöte waren, so waren es in zweiter Linie doch auch die ewigen Kriege der chinesischen Generäle mit ihren traurigen Folgen: den zahllosen Plünderungen der Bauern und den häßlichen Vergehen gegen alle Stände des chinesischen Volkes. Der ausländische Handel aber war kein Faktor, der die Auswanderung der Chinesen nach der Mandschurei groß bestimmt hätte, so starr die Sowjets es auch behaupten mögen.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Monde Oriental 28 1934:

1—16 H. Sundén, Zur Frage der Geschichtlichkeit der Exodus-Tradition (sucht in Auseinandersetzung, bes. mit Gressmann, einen historischen Kern herauszuschälen im Anschluß an die Ergebnisse der Diskussion über Ṣerābiṭ el-Ḫādem und die dortigen Inschriften: dieses der Sinai der alten Tradition, Petra der Horeb). — 17—58 G. Mélamède, The Meetings at al-ʿAḳaba (aus genauer Analyse der Überlie-

erung wird erschlossen, daß der Brief des ʿUrwa b. az-Zubair den historischen Kern enthält, daß nur eine Zusammenkunft in al-ʿAḳaba stattfand, und daß die weitere Ausmalung das Vorbild des N.T., des Luk. 10 benutzte. Die Überlieferung des Wahb wird aus dem Pap. Schott-Reinhardt in Faksimile, Text u. Übers. mitgeteilt). — 59—71 J. Charpentier, „Irano-skythische" Eigennamen im Rigveda (die These Hillebrandts, daß sich in gewissen Teilen des Rigveda iranische Eigennamen finden, und ihre Weiterführung durch Wüst wird — mit negativem Ergebnis — nachgeprüft). — 72—98 H. Grimme, Religiöses aus thamudischen Inschriften (Fortführung der bekannten Entzifferung und Deutung des Vf. an besonders instruktiven oder schwierigen Beispielen). — 99—139 L. Strauss, Maimunis Lehre von der Prophetie und ihre Quellen (Verständnis aus der philosophischen Situation bei den muslimischen Falāsifa heraus: Platoniker oder Aristoteliker ?). — 140—5 I. Przyluski, Emprunts anaryens en indo-arien (Vermutung von Entlehnungen schon aus Indogermanische: skt. *viṣa*, lat. uīrus aus dem Munda). — 146—203 Comptes rendus (I Indica — von Charpentier —; II Turcica — von Jarring —; III Varia — von Olsson).

29 1935:

1—X, 1—180 K. V. Zetterstéen, Die arabischen, persischen und türkischen Handschriften der Universitätsbibliothek zu Uppsala. II s. bes. Besprechung. — 181—90 N. K. Dmitrijev, Materialien zur kumückischen Phonetik (*q* nach stimmhaftem Laut wird *ǧ*; *ḳ* wird nach vorderem Vokal oder Sonor zu $\widehat{gj}$; *g* vor Lippenvolkal wird $\widehat{gw}$; $n + ǧ$ wird *ñj*, $n + gᵘ$ wird *ñw*. — Im Lokativ, Ablativ und Perfekt wird $n + d$ zu *nn*, $ñ + d$ zu *ñn*, $m + d$ zu *mn*. — Bei Pluralsuffix und Nominalsuffix *li* wird $n + l$, $n + l$ zu *ll*, *l*). — 191f. H. S. Nyberg, † Jarl Charpentier. — 193f. H. S. Nyberg, † Pontus Leander. — 195—217 Comptes-rendus (Werke von Emeneau, Hilgenfeld, Nguyen Van Huyen, Papesso bespr. von J. Charpentier, Zeitschriftenschau von H. S. Nyberg). R. H.

Orientalia Nova Series 5 1936:

1—34 E. Mittwoch und H. Schlobies, Altsüdarabische Inschriften im Hamburgischen Museum für Völkerkunde (Forts. 2 278—93, 3/4 349—57. Bearbeitet unter Beigabe von Lichtdrucken sämtlicher Inschriften die ersten 34 der 84 sabäischen Inschriften des Hamburger Museums [der Rest folgt im nächsten Band]. Die Inschriftsteine wurden 1931 von C. Rathjens in Ṣanʿa erworben). — 35—56 P. Kraus, Raziana II (Forts. 3/4 358—78 [vgl. Or. IV 300—34]. Gibt nach einer Einleitung den arabischen Text der Teile des *kitāb aʿlām an-nubuwwa* des Abū Ḥātim ar-Rāzī, die auf die in diesem Werk als ketzerisch bekämpften Ansichten seines Zeitgenossen Muḥammad ar-Rāzī Bezug nehmen. Eine Bearbeitung des Textes soll folgen). — 57—63 H. Schlobies, Neue Dokumente zur altsüdarabischen Epigraphik (Bemerkungen zu N. Cohen, Documents sudarabiques). — 64—83 G. Furlani, I santi dei Yezidi (bietet auf Grund von vier verschiedenen Berichten die Namen von 102 Heiligen der Jezidis mit näheren Angaben über ihre Taten, ihre Gräber u. a. m.). — 84—7 W. Henning, Zwei Fehler in der arabisch-manichäischen Überlieferung (zu *Fihrist*, ed. Flügel I 327, 30ff. und Jaʿqūbī, *Taʾrīḫ*, ed. Houtsma I 181, 7f.). — 88—92 H. Grimme, Der Name Sinai in den altsinaitischen Inschriften (gibt drei Belege für סני in den Inschriften, die die Lokalisierung des biblischen Sinai auf dem Plateau Serābīṭ el-Ḫādem befürworten könnten). — 93—101 J. Simon, Le Ḥatata Zarʾa Yāʿqob et le Ḥatata Walda Heywat (zu E. Mittwoch, Die amharische Version der Soirées de Carthage). — 102—8 E. Tisserant, I cataloghi stampati dei manoscritti orientali della Bibliotheca Vaticana dal '700 ad oggi. — 109—20 N. Schneider, die *arad-zu-*, *dumu-ni-* und *in-na-ba*-Siegel von Ur III (Zusammenstellung der auf Urkunden erhaltenen Siegellegenden dieser Gruppen). — 121—6 A. Ungnad, Der älteste Vertrag aus dem Archiv der Familie *Nappâḫu* in Babylon (Bearbeitung der als „Vorderas. Schriftdenkmäler" V Nr. 5 veröffentlichten Urkunde). — 127—37 E. Douglas van Buren, Sheep and corn (mit 5 Abb. Weist die enge Verbindung von Schaf und Kornähre auf den mesopotamischen Bildwerken von der sumerischen bis in die assyrische Zeit hinein nach). — 138—40 *O. Neugebauer, Mathematische Keilschrifttexte (A. Pohl). — 141—4 *A. Pohl, Vorsargonische und Sargonische Wirtschaftstexte (N. Schneider). — 145—7 *A. Erman, Die Religion der Ägypter (A. Pohl). — 147—52 *Studien zur Geschichte und Kultur des ... Ostens, P. Kahle ... überreicht; *Orientalistische Studien, E. Littmann ... überreicht (A. Vaccari). — 152—60 *Fr. Bilabel und A. Grohmann, Griechische, koptische und arabische Texte zur Religion ... in Ägyptens Spätzeit (J. Simon).

2 161—98 H. L. Ginsberg, The Rebellion and Death of Baʿlu (bearbeitet mit umfangreichen Anmerkungen Teile des ugaritischen Mythos von Mōt und Alijān-Baʿal neu. In der Einleitung werden die Personen des Mythos und seine rhythmische Form sowie bestimmte Eigenheiten von Schrift und Grammatik des Ugaritischen behandelt, das nach G. dem kanaanäischen Zweig der semitischen Sprachen zuzurechnen ist). — 199—228 L. Oppenheim, Zur keilschriftlichen Omenliteratur (weist auf die große Zahl wichtiger kulturgeschichtlicher Tatsachen hin, die den Deutungen der akkadischen Omina zu entnehmen sind, und behandelt einige von diesen unter Beibringung zahlreicher Quellennachweise). — 229—68 J. Schacht, Der Briefwechsel zwischen Kaiser und Papst von 641/2 in arabischer Überlieferung (veröffentlicht in Faksimilelichtdruck und Übersetzung drei dem Codex Vaticanus Syriacus 130, f. 74a—84a in arabischer Übersetzung, aber syrischer Schrift eingefügte Briefe der Päpste Johannes IV. und Theodor I. sowie des Kaisers Konstans II. Die schon länger bekannte, stark verkürzte Überlieferung dieser Briefe bei Eutychius von Alexandria [† 940] wird zum Vergleich in neuer Übersetzung beigegeben). — 269—77 J. Simon, L'édition des textes manichéens coptes (Zu den Veröffentlichungen der neuen manichäischen Papyri durch C. Schmidt und H. J. Polotsky). — 278—93 E. Mittwoch und H. Schlobies, Altsüdarabische Inschriften im Hamburgischen Museum für Völkerkunde (Forts., vgl. Heft 1). — 294—6 *A. de Cosson, Mareotis (J. Simon). — 302—4 *H. Ranke, Die ägyptischen Personennamen I (A. Pohl).

3/4 305—30 C. H. Gordon, Nuzi Tablets relating to theft (Bearbeitung von elf Urkunden und juristische Erörterung der Behandlung des Diebstahls im Recht von Nusi). — 331—46 M. Witzel, Gilgamesch erobert Kisch und bereitet dessen Dynastie [unter Agga] ein Ende (Bearbeitung der sumerischen Erzählung von Gilgameschs Sieg über Agga auf Grund der kürzlich bekannt gewordenen neuen Texte). — 347—8 F. X. Steinmetzer, Zur Datierung undatierter Grenzsteinfragmente (datiert ein solches Stück auf Grund der Personennamen). — 349—57 E. Mittwoch und H. Schlobies, Altsüdarabische Inschriften im Hamburgischen Museum für Völker-

kunde (Forts., vgl. Heft 1). — 358—78 P. Kraus, Raziana II (Forts., vgl. Heft 1). — 379—84 W. Federn, Die Königin Seschseschet (S. war wohl die älteste Tochter des Pharao Teti und die [später verstoßene] Gattin des Pepi I.). — 385—8 G. Wiet, Un nouveau tissu fatimide (Veröffentlichung desselben in Photographie und Bearbeitung des arabischen Textes). — 389—92 E. Burrows, The number seventy in Semitic (ist nicht als Variante von 72 anzusehen). — 393—5 *F. W. v. Bissing, Ägyptische Kultbilder der Ptolemaier- und Römerzeit (E. Otto). — 395—6 *E. F. Sutcliffe, A Grammar of the Maltese Language (F. Zorell). — 396—400 *P. Sbath, Bibliothèque de manuscrits Paul Sbath, Catalogue. I. III (J. Simon). W. von Soden.

Oriente Moderno 15 1935:

9 (Settembre). Sez. culturale: 483—7 V. Vacca, Notizie d'un Musulmano sui Musulmani Cinesi (Schluß von S. 353—64 u. 425—34).

10 (Ottobre). Sez. politico-storica: 489—98 A. Giannini, Il trattato di eṭ-Ṭā'if e l'equilibrio dell'Arabia (treffliche Darstellung der politischen Lage in Arabien.)

11 (Novembre). Sez. politico-storica: 549—54 A. Giannini, La questione del porto di Sheikh Sa'īd nel Yemen. — 557—61 Documenti sul conflitto italo-etiopico (Note des Fünfer-Ausschusses an den Völkerbundsrat vom 18. 9. 35 und mündliche Antwort des italienischen Delegierten). — 561f. Il trattato di amicizia e di commercio etiopico-yemenita del 22 marzo 1935.

12 (Dicembre). Sez. politico-storica: 619f. Nuova protesta di emigrati dell'Azerbaigian, del Caucaso del Nord, della Georgia, del Turkestan e dell'Ucraina alla Società delle Nazioni contre l'oppressione del Governo dell'U.R.S.S.

16 1936:

1 (Gennaio). Sez. culturale: 48—52 C. A. Nallino, Leone Caetani islamista.

2 (Febbraio). Sez. culturale: 97—110 M. Nallino, Il XIX congresso internazionale degli orientalisti (mit kurzem Referat über die Vorträge der arabisch-islamischen Sektion, sowie der turkologischen Vorträge). R. H.

Ostasiatische Zeitschrift N. F. 8 1932:

1/2 1—15 W. Eberhard, Bericht über die Ausgrabungen bei An-yang (Honan). — 16—7 H. d'Ardenne de Tizac, Sur l'hypothèse d'une poterie des Ts'in. — 18—28 L. Bachhofer, Frühindische Historienreliefs. — 29—43 H. B. Chapin, A Study in Buddhist Iconography. (I) — 44—64 D. Klein, Materialien zur ostasiatischen Textilkunde. — 65—73 H. Goetz, Geschichte der indischen Miniatur-Malerei IV (Das klassische Zeitalter). — 81—94 Mitteilungen der Gesellschaft für ostasiatische Kunst 7. Jg. Nr. 1 (vielm.: 1/2) 1932. — 95—100 Bibliographie u. Verschiedenes.

3 101—3 O. Kümmel, Das Museum asiatischer Kunst in Amsterdam. — 104—10 Ku Teng, Su Tung P'o als Kunstkritiker. — 111—29 A Study in Buddhist Iconography (II). — 130—41 T. B. Roorda, Bemerkungen über javanische Tanzkunst. — 142—51 H. Goetz, Geschichte der indischen Miniatur-Malerei V (Das Barock). — 152—3 R(eidemeister), Zwei Berliner Sammlungen auf dem Londoner Kunstmarkt. — 157—60 *Hara, Shinkichi: Die Meister der japanischen Schwertzieraten (O. Kümmel). — 161—9 Mitteilungen der Gesellschaft für ostasiatische Kunst 7. Jg. Nr. 3 1932. — 170—2 Bibliographie und Verschiedenes.

4/5 173—4 O. Kümmel, Der Kokka zum Erscheinen ihres fünfhundertsten Heftes. —175—88 L. Reidemeister, Der Große Kurfürst und Friedrich III. als Sammler ostasiatischer Kunst. — 189—209 E. H von Tscharner, Chinesische Gedichte in deutscher Sprache, Probleme der Übersetzungskunst. — 210—1 R. L. Hobson, Four Ming Bowls. — 212—22 H. Goetz, Geschichte der indischen Miniatur-Malerei VII. — 229—32 Mitteilungen der Gesellschaft für Ostasiatische Kunst 7. Jg. Nr. 4/5. 1932. — 233—8 Bibliographie und Verschiedenes.

6 239—48 U. Gühler, Buddhistische Plastik in Siam. — 249—55 Ku Teng, Tuschespiele. — 256—92 R. Heine-Geldern, Über Kris-Griffe und ihre mythischen Grundlagen. — 293—302 E. Franckel, Beiträge zum Verzeichnis der Meister japanischer Schwertzierate von Shinkichi Hara. — 303—7 E. Boerschmann, Zur Frage der Übertragung chinesischer Gedichte. — 308—13 F. v. Rexroth, Bronzen aus Luristan. — 314—6 *E. Boerschmann, Pagoden (O. Kümmel). — 321—8 Mitteilungen der Gesellschaft für ostasiatische Kunst. 7. Jg. Nr. 6. — 329—37 Bibliographie und Verschiedenes.

N. F. 9 1933:

1/2 1—4 F. Jäger, Der angebliche Steindruck des „*Kêng-tschï-t'u*" vom Jahre 1210. — 5—11 A. K Coomaraswamy, Hindu Sculptures at Zayton. — 12—6 L. Reidemeister, Eine Schenkung chinesischer Porzellane aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. — 17—20 Ch. F. Kelley, A Problem of Identification (über die evtl. Zuweisung dreier Bilder an Ch'iu Ying). — 21—31 H. Goetz, Geschichte der indischen Miniatur-Malerei. VIII. (Schluß). — 33—5 *C. Hentze, Mythes et symboles lunaires (W. Eberhard). — 35—8 *W. Cohn, Asiatische Plastik, u. E. v. Sydow, Kunst der Naturvölker (C. Hentze). — *L. Shihlien Hsü, The Political Philosophy of Confucianism (O. Franke). — 50—2 **Bijutsu Kenkyû*. Eine neue japanische Kunstzeitschrift (O. Kümmel). — 53—63 Mitteilungen der Gesellschaft f. Ostasiatische Kunst 8. Jg. Nr. 1/2 1933. — 64—70 Bibliographie und Verschiedenes.

3/4 71—3 L. Reidemeister, Ein Magnolienbecher der Ch'êng-hua-Zeit. — 74—82 O. Fischer, Chinesische Lackskulptur. — 83—97 V. Contag, Tung Ch'i-ch'ang's *Hua Ch'an Shih Sui Pi* (Notizen aus der Meditationszelle über Malerei) und das *Hua Shuo* des Mo Shih-lung (I). — 98—103 T. B. Roorda, Zur Erinnerung an die zerstörten hindu-javanischen Kunstwerke auf der Pariser Kolonialausstellung 1931. — 104—9 W. Cohn, Skulpturen aus Yün-kang und vom T'ien-lung-shan. Neuerwerbungen der Sammlung von der Heydt im Berliner Museum. — 111—4 *Études d'Orientalisme publiées par le Musée Guimet à la mémoire de Raymonde Linossier (W. Cohn). — 114—6 *A. Waley, A Catalogue of Paintings recovered from Tun-huang by Sir Aurel Stein, preserved in . . . the British Museum, and in the Museum of Central Asian Antiquities, Delhi (O. Kümmel). — 119—24 Shinkichi Hara, Erwiderung auf E. Franckels „Beiträge zum Verzeichnis der Meister japanischer Schwertzierate" und O. Kümmels „Zusätze". — 125—34 Mitteilungen der Gesellschaft für Ostasiatische Kunst 8. Jg. Nr. 3/4 1933. — 135—40 Bibliographie und Verschiedenes.

5 141—8 O. Burchard, Kuan-yao Porzellan der südlichen Sung-Dynastie. — 149—55 *M. Kuznitzky, Sammlung von Künstlersiegeln (Han und Kakihan) in mikrophotographischer Wiedergabe (I). — 156-63 C. Hentze, Schamanenkronen zur Han-Zeit in Korea. — 164—9 A. Ghose, Some unpublished early Cola Portrait Sculptures. — 170—3 D. Klein, „Eine

indianische seydene Bünden . . ." (über eine Schärpe ostasiatischer Herkunft im Berliner Schloßmuseum). — 174—87 V. Contag, Tung Ch'i-ch'ang's *Hua Ch'an Shih Sui Pi* (Notizen aus der Meditationszelle über Malerei) und das *Hua Shuo* des Mo Shih-lung (Schluß). — 191—2 E. Franckel, Einige Bemerkungen zu Shinkichi Hara's Erwiderung auf die „Beiträge zum Verzeichnis der Meister japanischer Schwertzierate". — 193—5 Mitteilungen der Gesellschaft für Ostasiatische Kunst 8. Jg. Nr. 5. — 196—202 Bibliographie. Verschiedenes.

6 203—7 H. Dember, Ostasiatische Zauberspiegel. — 208—13 W. Eberhard, Zweiter Bericht über die Ausgrabungen bei An-yang (Honan). — 214—20 W. H. Wells, Some Remarks on "Perspective" in early Chinese painting. — 221—9 W. Cohn, Ostasiatisches vom Internationalen Kunsthistoriker-Kongreß zu Stockholm. — 235—41 Mitteilungen der Gesellschaft für Ostasiatische Kunst. Jg. 8. Nr. 6. — 242—7 Bibliographie und Verschiedenes.

N. F. 10 1934:

1/2 1—15 L. Bachhofer, Die Anfänge der buddhistischen Plastik in China (I). — 16—23 A. R. Hall, The Wu Ti Mirrors. — 24—9 S. Balázs, Die Inschriften der Sammlung Baron von der Heydt (I). — 30—5 M. Kuznitzky, Sammlung von Künstlersiegeln (Han und Kakihan) in mikrophotographischer Wiedergabe (II). — 36—43 *W. Filchner, Kumbum Dschamba Ling (W. Baruch). — 47—60 Mitteilungen der Gesellschaft für Ostasiatische Kunst 9. Jg. Nr. 1/2. — 61—8 Bibliographie und Verschiedenes.

3/4 69—79 P. Kahle, Islamische Quellen zum chinesischen Porzellan. — 80—96 S. Balázs, Die Inschriften der Sammlung Baron von der Heydt (II). — 97—106 J. Graf Löwenstein, Eine besondere Gruppe alter Metallspiegel aus Ostasien. — 107—26 L. Bachhofer, Die Anfänge der buddhistischen Plastik in China (Schluß). — 126—31 D. Klein, Die Dalmatika Benedikt XI. zu Perugia, ein Kinran 金襴 der Yüan-Zeit. — 132—3 M. Kuznitzky, Sammlung von Künstlersiegeln (Han und Kakihan) in mikrophotographischer Wiedergabe (III). — 143—7 Mitteilungen der Gesellschaft f. Ostasiatische Kunst. Jg. 9. Nr. 3/4. — 148—56 Bibliographie und Verschiedenes.

5 157—75 Ku Teng, Chinesische Malkunsttheorie in der T'ang- und Sungzeit (I). — 176—86 A. Ghose, A Group of early Cōḷa Bronzes. — 187—91 F. Sarre, Ein chinesischer Knüpfteppich der Ming-Zeit. — 192—3 M. Kuznitzky, Sammlung von Künstlersiegeln (Han und Kakihan) in mikrophotographischer Wiedergabe (IV). — 194—6 (W.) C(ohn), Versteigerung von 800 ostasiatischen Porzellanen in Frankfurt. — 197—9 O. Kümmel, Shinkichi Hara (Nachruf). — 201—3 *H. L. Joly, Shôsankenshû (Sh. Hara). — 205—10 Mitteilungen der Gesellschaft für ostasiatische Kunst. Jg. 9 Nr. 5. — 211—9 Bibliographie und Verschiedenes.

6 221—7 K. Blauensteiner, Die Ausstellung „Nomadenkunst und Tierstil" im Wiener Kunsthistorischen Museum 1934. — 228—35 A. E. Eastman, The Buddha's Victory over the Serpent. A Gandhâran Version in the Brooklyn Museum. — 236—51 Ku Teng, Chinesische Malkunsttheorie in der T'ang- und Sungzeit (II). — 252 (W.) C(ohn), Eine frühe Hellebardenklinge. — 253—5 *Neue Indienliteratur (H. v. Glasenapp). — 255—7 *R. L. Hobson, A Catalogue of Chinese Pottery and Porcelain in the Collection of Sir Percival David (L. Reidemeister). — 261—8 Mitteilungen der Gesellschaft für Ostasiatische Kunst. Jg. 9 Nr. 6 — 269—76 Bibliographie und Verschiedenes. W. Simon.

Palestine Exploration Fund. Quarterly Statement 67 1935:

1 19—33 A. Rowe, The 1934 excavation at Gazer (Wichtige Funde: Grabhöhle der Chalkolithischen oder ältesten Bronzezeit, darin u. a. Modell eines Bettes. Fundament eines Wachtturmes der mittleren Bronzezeit mit zugehöriger Zisterne). — 34—5 Th. Gaster, The Tell-Duweir ewer inscription (Kritik an Qu. St. 1934, 179f.).

2 61—9 J. Garstang, The fall of Bronce age Jericho (unter Amenophis III). — 69—78 (114—27) W. J. Phythian-Adams, Mirage in the wilderness (Verteidigung der Tradition durch Zerpflücken der „Kritischen" Gegengründe). — 79—84 A. Reifenberg, Rare and unpublished Jewish coins. — 85—6 M. N. Tod, A greek epitaph from Gaza (Liest Klein, Corpus No. 136: Ἰούστου γνάφεως, Ἰακὼ, κυμινᾶ. Διὰ σαλω[μ]). — 87—9 E. Burrows, Further note on the Tell-Duweir Inscription (Verteidigung gegen S. 34f.). — 89—90 W. Thomas, Naphath-Dor: a hill sanctuary (*dor* "ritual encircling" ?). — 91—2 Ch. Marston, Hebrew potsherds from Tell Duweir (Erste Mitteilung mit 1 Tafel). — 93—9 Bericht über den Vortrag von E. W. G. Masterman, The topography of some New Test. sites.

3 110—3 S. F. Newcombe, T. E. Lawrence: Personal reminiscences. —129—40 T. H. Gaster, The chronology of Palestinian epigraphy (Versuch einer Ordnung nach „Stilen": Proto-linear, sinaitisch I. II. III., Keilschrift-Alphabet, Phönikisch I. II.) — 141—3 R. W. Hamilton, Note on Excavations at Bishop Gobat School 1933 (Mauerreste; Scherben meist aus hellenistischer, wenige aus Mittlerer Eisenzeit).

4 171—81 Colin Baly, S'baita (In 2 Kampagnen sind vor allem die Nordkirche mit dem zugehörigen Kloster, der Komplex der Südkirche und ein Badehaus geklärt. Die Nordkirche [frühes 6. Jahrh., späteste Inschrift im Baptisterium 648], ein eindrucksvoller Bau mit 3 Apsiden [!], ist nach kufischen Inschriften noch im 9. Jahrh. im Gebrauch gewesen. An die Südkirche [Pflasterarbeiten 640 datiert, gleichfalls 3 Apsiden, bescheidener als die Nordkirche] stößt eine Moschee an, deren Mihrab in das Baptisterium einschneidet). — 182—94 J. W. Crowfoot, Report of the 1935 Samaria Excavations (Verfolgung der beiden israelitischen Mauern um den Hügelgipfel. Der 1933 gefundene Rundturm ist nicht israelitisch, sondern hellenistisch [Perdikkas ?]). — 195—7 S. H. Hooke, A scarab and sealing from tell duweir (Inschrift des Siegels לגדליה אשר על הב[ת]; des Skarabäus סמך לאחמלך[ל]). — 198—207 H. L. Starkey, Excavations at tell el duweir 1934—1935 (Zusammenfassender Bericht. Am wichtigsten die Tatsache, daß unter dem „Tempel" der XVIII./XIX. Dynastie ein älterer, im Grundriß sehr ähnlicher, gelegen hat).

68 1936:

1 7—13 J. W. Crowfoot, The cathedral at Bosra (Vorbericht, vor allem über den eigenartigen Grundriß: Säulenstellung in Form eines „vierblättrigen" Kleeblatts in rechteckigem Raum). — 14—27 G. M. Crowfoot, The nabataean ware of Sbaita (Übersicht. Ergebnis: die nab. Kultur setzt sich auch nach Trajan [106] fort). — 28—33 W. Harvey, The early basilica at Bethlehem (Entdeckung des wohl 525 von den Samaritanern verbrannten Konstantinsbaus. Über der Geburtsgrotte Öffnung (von Bronzegitter umgeben ?) im Mittelpunkt eines Oktogons; schöne

Mosaiken). — 34—7 E. L. Sukenik, Potsherds from Samaria, inscribed with the Divine Name (2mal ליה, 1mal ליהוה). — 38 S. H. Hooke, Supplementary note on the tell duweir scarab (Die Inschrift [s. o.] entspricht einem Ostrakon vom tell el ḥesy, QStat. 1892, 126ff.). — 39—40 D. W. Thomas, The meaning of the name Mishal (place of enquiry). — 41—3 A. M. Hyamson, An american settlement in Palestine (Briefe des englischen Konsulats 1866). 2 70—80 St. Cook, What archaeology is doing for the Bible. — 87—91 J. W. Crowfoot, The Church of the Holy Sepulchre (Bespricht die Bauberichte von W. Harvey über die Grabeskirche und die Geburtskirche in Bethlehem). — 93—6 J. N. Schofield, The Samaritan passover (Schilderung eigener Beobachtungen). — 97—101 F. M. Stawell, The inscriptions on the tell duweir bowl and ewer (Entzifferungsvorschläge).
3 141—9 W. J. Phythian-Adams, Jericho, Ai and the occupation of Mount Ephraim (Jos 7f. dienen dazu, die Erzählungslücke zwischen der Eroberung von Jericho und der Gegend um Sichem zu schliessen; ihr unhistorischer Charakter kann die Eroberung von Jericho nicht verdächtig machen). — 150—4 E. L. Sukenik, Late chalcolithic pottery from 'Affûleh (nicht später als besān XV u. Megiddo IV). — 155 W. E. Staples, A note on an inscribed potsherd (liest auf einem Ostrakon von Samaria gegen Sukenik QSt. PEF 1936, 36 nicht ליהוה sondern לצדני). — 156 E. L. Sukenik, Note on a fragment of an Israelite stele found at Samaria (אשר [הציב .. מלך ישראל [המצבה]). — 157—62 H. Rosenau, Some aspects of the pictorial influence of the Jewish temple (auf Münzen, Synagogenbildern, Goldgläsern).
4 178—89 J. L. Starkey, Excavations at Tell el Duweir, 1935—6 (u. a. Sammelgrab für 1500 Leichen, darunter trepanierte Schädel; „mittlerer Tempel" mit Kleinfunden [Siegel, Goldanhänger, Statuette des raešaēp̄], Stadtmauern). — 190—203 E. O. Forrer, The Hittites in Palestine I (Klärung des Sprachgebrauchs; außer in Reg I 10, 29, 11, 1 II 7, 6 bezeichnet ḥittī im AT. eine nichtsemitische Bevölkerung Palästinas, die mit den Hetitern in Kleinasien nichts zu tun hat). — 204—10 R. Washbourn, The Percy Sladen Expedition to Lake Huleh, 1935 (Biologisches). — 211—5 W. F. Albright, Ostracon C 1101 of Samaria (Liest Zeile 1 ברך שלו]ם Zeile 2 ימנה שערים Zeile 3 13 ברך הפעם הקשב ו]נתת לפלוני בן Zeit: erste Hälfte des 8. Jahrhdts). — 216—2 D Colt, Discoveries at Auja Hafia (Griechische und arabische Papyri 6./7. Jahrhdt p. C). — 221—4 H. Comfort and F. A. Waagé, Selected pottery from Beth Shan (Roman date). — 225—9 Th. Larsson, A visit to the mat makers of Huleh (mit einem Zusatz von G. M. Crowfoot). J. Hempel.

Philologische Studien. Leuven 7 1935—36:
1 3—16 P. Naster, De laatste Lydische Herakliden (sucht die Angaben des Nikolaos von Damaskus mit denen des Eusebios in Einklang zu bringen und kommt so zu folgender Königsliste: Ardys 766—733, Adyattes 733—719, Meles 719—707, Myrsos 707—690, Kandaules 690—687). R. H.

Quarterly of the Department of Antiquities in Palestine 5 1935:
1. 2 1—2 S. A. S. Husseini, An unfinished column in Maḥneh Yehûdah quarter, Jerusalem. — 3—10 D. C. Baramki, Two Roman cisterns at Beit Natt (Münzen, Terrakotten von Reitern und Frauen Lampen mit Hakenkreuzen, Tieren, Kampfszene oder geometrischen Mustern als Dekor; auf eine sind der siebenarmige Leuchter, das *šofār*-Horn un der von Orfali als Weihrauchbrenner, von Sukeni als Lesepult erklärte viereckige Gegenstand an gebracht.) — 11—30 M. Avi-Yonah, Mosaic pave ment at el ḥammām, Beisān (In einer Grabkapell zwei übereinanderliegende Mosaiken mit Darstellungen der Monate und der Weinlese, das untere au dem Anfang des 4., das obere um 530 zu datieren beide wohl christlich). — 31—60 C. N. Johns, Ex cavations at Pilgrim's Castle, 'Atlīt (1932—3 stables at the south-west of the suburb (Einheitlich Kreuzfahrer-Anlage für 200—300 Tiere). — 61— J. H. Iliffe, A hoard of Bronces from Askalon Fourth century B. C. (Götter, Priester, Tiere, Ge wichte; einheimische Arbeit, überwiegend ägyptisc beeinflußt). — 69—73 St. H. Stephan, L. A. Maye Euliya Tshelebi's travels in Palestine (Fortsetzung
3 75—81 E. T. Richmond, Basilica of the Nativity Discovery of the remains of an earlier churc (Mosaiken und Mauerreste in 2 Schichten). — 82— D. C. Baramki, An early Byzantine basilica at te ḥassān, Jericho (Arabisch überbaute dreischiffig Basilika; Mosaiken den neuen bethlehemitische verwandt). — 90—110 W. A. Heurtley, The re lationship between 'Philistine' and Mycenaea pottery (Regionale und zeitliche Klassifizierung de mykenischen Vergleichsmaterials des 13./12. Jahrh
4 111—2 H. Ory, Excavations at rās al 'ain (Fun einer Stadtmauer und kleinerer Gegenstände be Anlegung eines Wasserreservoirs). — 113—26 J. H Iliffe, Pottery from rās el 'ain (In 5 Schichten Früh und Mittlere Bronzezeit). — 127—31 C. H. Johns Excavations at the Citadel, Jerusalem. Interim report 1935 (Älteres Mauerwerk unter dem mittel alterlichen; wohl älter als die Kreuzfahrerzeit). — 132—8 D. C. Baramki, Excavations at Khirbet e mefjer (Klärung eines großen Gebäudes, 6.—8. Jahr hdt. p. C. errichtet). — 139—93 M. Avi-Yonah, Ma of Roman Palestine (Historische Grundlagen eine Karte des römischen Pal., die dem Heft beigegeben ist; sehr nützlich!). — 194—212 Excavations i Palestine 1934—5 mit Bibliographie. J. Hempel.

Revue Biblique 1936:
1 H. Grimme, A propos de quelques graffites d temple de Ramm (die RB. 1935, S. 270 veröffent lichte thamudisch-arabische Bilinguis stellt i Wahrheit die späteste thamudische und die älteste Inschriften in klassisch-arabischer Schrift dar – um 300 n. Chr.). R. H.

Studia et Documenta Historiae et Juris 1935:
450—5 E. Seidl, Juristische Papyruskunde. 1. Be richt (Neuerscheinungen 1935).
1936:
239—48 E. Seidl, Juristische Papyruskunde. 2. Be richt (Neuerscheinungen bis September 1935). R. H.

Studia Orientalia 6 1935:
1 1f. M. Räsänen, Zu dem türkischen Runenschrift eintrag in der uigurischen Übersetzung des buddh stischen Sūtra Sākiz Jükmāk (liest die von den Her ausgebern nur als „Federprobe" angesehene Zeil *kör(ü)g bitid(i)m* „ich, Körüg, habe [dies] geschrie ben"). R. H.

Mit einer Prospektbeilage des Verlags Walter de Gruyter & Co., Berlin.

I. v. W. g. — Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs Verlag, Leipzig, C 1, Scherlstr. 2. — Druck von August Pries GmbH in Leipzi Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Richard Hartmann, Berlin.